

Offener Brief von Helga Zepp-LaRouche

Greift Cusas Denken auf und leitet eine neue Renaissance für unsere heutige Welt ein!

November 2025



INHALT

Offener Brief von Helga Zepp-LaRouche

- Papst Leo spricht vor 10.000 Pilgern des Heiligen Jahres auf dem Petersplatz über Cusa
 - *Video: Die Rede des Papstes: Wir hoffen auf das, was wir noch nicht sehen*
- „Nikolaus von Kues und Lyndon LaRouche können uns inspirieren“
 - *Video: Ansprache von Pater Bury*
- *Video: Die Wiederentdeckung von Cusa eröffnet eine neue Vision für den Frieden*
- Das Cusanische Koinzidenzdenken
- Über die Süßigkeit der Wahrheit

Greift Cusas Denken auf und leitet eine neue Renaissance für unsere heutige Welt ein!

5. November 2025. Die Gründerin des Schiller-Instituts, Helga Zepp-LaRouche, hat den folgenden offenen Brief veröffentlicht, in dem sie Vertreter aller Religionen und Kulturen weltweit dazu aufruft, einen Dialog zur Lösung der strategischen Krisen der Menschheit zu beginnen, inspiriert von Nikolaus von Kues' Methode des „Zusammenfalls der Gegensätze“, wie sie kürzlich von Papst Leo XIV. in seiner Ansprache vor Pilgern auf dem Petersplatz am 25. Oktober betont wurde. Relevante Dokumentationsmaterialien finden Sie auf der Website des Schiller-Instituts.

Sehr geehrte Damen und Herren!

In der heutigen Welt, die von Kriegsgefahr, geopolitischen Spannungen, Hungersnöten, Armut und kulturellen Krisen geprägt ist, kam eine der wichtigsten und ermutigendsten Interventionen von Papst Leo XIV. in seiner Jubiläumsaudienz am 25. Oktober 2025 vor Zehntausenden von Pilgern. Der Heilige Vater stellte in seiner Predigt Nikolaus von Kues, den Kardinal und herausragenden Denker des 15. Jahrhunderts, als jemanden vor, dessen Denkweise es dem Menschen ermöglicht, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu sehen und einen Weg zu finden, selbst die schwierigsten Probleme zu lösen.

Der ausführliche Verweis des Papstes auf Nikolaus von Kues und dessen Konzept der „coincidentia oppositorum“, des Zusammenfalls der Gegensätze, ist von höchster strategischer Bedeutung, da es den Schlüssel dazu liefert, für jedes Problem stets eine Lösung auf einer höheren Ebene zu finden als der, auf der das Problem entstanden ist. Cusa entwickelte in seiner „De Docta Ignorantia“ und anderen Schriften das Argument, dass der Mensch als „imago viva dei“, als lebendiges Abbild Gottes, immer seine schöpferischen Kräfte („vis creativa“) nutzen kann, um das höhere „Eine“ zu finden, das von größerer Kraft und Größe ist als das „Viele“. Diese Denkweise ermöglicht es dem menschlichen Verstand, zuerst an die Einheit der

Menschheit zu denken und dann an deren Vielfalt, um auf diese Weise ansonsten scheinbar unlösbare Konflikte zu überwinden.

Der Papst erklärte, dass Nikolaus in den unruhigen Zeiten des 15. Jahrhunderts weder die Einheit der Kirche noch die Aussicht auf Frieden in einer Zeit sehen konnte, in der das Christentum von äußeren Kräften bedroht war. Aber Nikolaus verstand, dass „es Gegensätze gibt, die zusammengehalten werden müssen, und dass Gott ein Geheimnis ist, in dem alles, was in Spannung steht, seine Einheit findet... Welch großes Geschenk für die Kirche!“, sagte der Papst. „Welche Einladung zur Erneuerung des Herzens!“ Von Nikolaus, so fuhr er fort, könne die Kirche lernen, Raum zu schaffen, Gegensätze miteinander versöhnen und auf das zu hoffen, was noch nicht sichtbar ist.

Wir möchten Sie auf diese äußerst wichtige Intervention von Papst Leo XIV. aufmerksam machen, da sie einen neuen Ansatz für die oben genannten Herausforderungen bietet. Seit Jahrzehnten haben mein verstorbener Ehemann Lyndon LaRouche, das Schiller-Institut und ich diesen Ansatz von Cusa stets gefördert, ein Umstand, den der amerikanische Pater Harry Bury kürzlich in einer wichtigen Stellungnahme hervorgehoben hat.

Das Schiller-Institut möchte Sie einladen, einen Dialog zwischen Vertretern verschiedener Religionen, aber auch zwischen Wissenschaftlern, Denkfabriken und generell Menschen guten Willens zu beginnen, um Cusas Methode des Zusammenfalls der Gegensätze auf die dringenden Probleme der gegenwärtigen Situation anzuwenden. So wie Nikolaus von Kues der wichtigste intellektuelle Einfluss für die Goldene Renaissance des 15. Jahrhunderts war, können wir sein Denken aufgreifen und eine neue Renaissance für unsere heutige Welt einleiten.

Helga Zepp-LaRouche, Gründerin des Schiller-Instituts, 5. November 2025

Papst Leo spricht vor 10.000 Pilgern des Heiligen Jahres auf dem Petersplatz über Cusa

Papst Leo XIV. sprach am 25. Oktober vor über 10.000 Pilgern aus 93 Ländern, die sich anlässlich der Sonderaudienz zum Heiligen Jahr auf dem Petersplatz im Vatikan versammelt hatten. In seiner Ansprache konzentrierte er sich auf den großen Kardinal Nikolaus von Kues aus dem 15. Jahrhundert. Er verglich die heutige Situation mit einer „nicht weniger turbulenten Zeit – dem 15. Jahrhundert“, als „viele seiner Zeitgenossen in Angst lebten; andere sich für neue Kreuzzüge rüsteten“. Cusa hingegen „glaubte an die Menschheit. Er verstand, dass es Gegensätze gibt, die zusammengehalten werden müssen.“ Der Papst forderte eindringlich: „Lasst uns ein Volk werden, in dem Gegensätze zur Einheit gebracht werden.“

Vatican News, das offizielle Nachrichtenportal des Heiligen Stuhls, betitelte seinen Artikel über die Rede des Papstes „Papst Leo XIV.: Kirche muss Fragen der ‚Unwissenden‘ annehmen“. Bei der Sonderaudienz zum Heiligen Jahr am 25. Oktober äußerte sich Papst Leo XIV. ausführlich zu Nikolaus von Kues an, „einem großen Denker und Diener der Einheit“. Es folgt der vollständige Text dieses Abschnitts der Ausführungen des Papstes, entnommen aus der Arbeitsübersetzung von *Radio Vatikan*:

„In einer nicht weniger turbulenten Zeit – im 15. Jahrhundert – hatte die Kirche einen Kardinal, der bis heute wenig bekannt ist. Er war ein großer Denker und Diener der Einheit. Sein Name war Nikolaus, und er stammte aus Kues in Deutschland: Nikolaus von Kues. Er kann uns lehren, dass Hoffen auch ‚Nichtwissen‘ bedeutet. Denn wie schon der heilige Paulus schrieb: ‚Wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht?‘ (Röm 8,24). Nikolaus von Kues konnte die Einheit der Kirche nicht sehen, die von gegensätzlichen Strömungen erschüttert, zwischen Ost und West gespalten war. Und er konnte auch den Frieden in der Welt und zwischen den Religionen nicht sehen – in

einer Zeit, in der sich die Christenheit von außen bedroht fühlte. Doch während er als Diplomat des Papstes auf Reisen war, betete er und dachte nach. Und deshalb sind seine Schriften voller Licht.

Viele seiner Zeitgenossen lebten in Angst; andere rüsteten sich für neue Kreuzzüge. Nikolaus dagegen entschied sich schon in jungen Jahren dafür, die Nähe von Menschen zu suchen, die Hoffnung hatten; Menschen, die sich mit neuen Disziplinen befassten, gewillt waren, die Klassiker neu zu lesen und zu den Quellen zurückzukehren. Er glaubte an die Menschheit. Er verstand, dass es Gegensätze gibt, die zusammengehalten werden müssen, und dass Gott ein Geheimnis ist, in dem alles, was in Spannung steht, seine Einheit findet. Nikolaus wusste, dass er nicht alles wusste, und gerade so lernte er, die Wirklichkeit immer besser zu verstehen. Welch großes Geschenk für die Kirche! Welche Einladung zur Erneuerung des Herzens! Das sind seine Lehren: Raum schaffen, Gegensätze miteinander versöhnen, auf das hoffen, was noch nicht sichtbar ist.

Nicolaus Cusanus sprach von einer ‚belehrten Unwissenheit‘ als Zeichen von Intelligenz. Protagonist einiger seiner Schriften ist eine kuriose Figur: der Idiot. Ein einfacher Mensch, ohne jegliche Bildung, der den Gelehrten elementare Fragen stellt, die ihre Gewissheiten ins Wanken bringen.

Und das gilt auch für die Kirche von heute. Wie viele Fragen stellen unsere Lehren auf die Probe! Die Fragen der jungen Menschen, die Fragen der Armen, der Frauen – die Fragen all jener, die zum Schweigen gebracht oder verurteilt wurden, weil sie anders sind als die Mehrheit. Wir leben in einer gesegneten Zeit: Wie viele Fragen! Die Kirche wird zur Expertin in Sachen Menschlichkeit, wenn sie mit der Menschheit auf dem Weg ist und das Echo ihrer Fragen im Herzen trägt.“

Dennis Small, 25. Oktober 2025

Video: Die Rede des Papstes: Wir hoffen auf das, was wir noch nicht sehen

Der viereinhalbminütige Abschnitt des Videos von *Vatican News* beginnt hier:

<https://www.youtube.com/watch?v=bbhB4EMymLM>

„Nikolaus von Kues und Lyndon LaRouche können uns inspirieren“

Von Pater Harry Bury

Bei der 126. wöchentlichen Sitzung der Internationalen Friedenskoalition (IPC) am 31. Oktober griff Pater Harry Bury, seit 70 Jahren römisch-katholischer Priester und lebenslanger Friedensaktivist, die Äußerungen von Papst Leo XIV. über die Bedeutung der Lehren von Nikolaus von Kues in der heutigen Zeit auf.

Pater Bury: Ich fühle mich wirklich geehrt und bin dankbar, daß ich die Gelegenheit habe, zu Ihnen zu sprechen und das weiterzuführen, was heute schon gesagt wurde. Es war für die meisten von uns sehr bedeutsam und hilfreich, und ich hoffe, daß das Schiller-Institut weiter tut, was wir jeden Freitag tun. Das ist wirklich wichtig und wird eine große Veränderung bewirken.

Ich würde gerne auf dem aufbauen, was Helga [Zepp-LaRouche] und die anderen gesagt haben. Wie sie bereits erwähnt hat, feierte Papst Leo letzten Samstag das Heilige Jahr. Der Schwerpunkt lag dabei auf dem intellektuellen Leben. Papst Leo sprach höchst positiv über Nikolaus von Kues. Dieser war Kardinal der Kirche, als es ähnliche Herausforderungen gab, wie wir sie heute insbesondere in Europa haben. Er war ein Katalysator für den Beginn der Renaissance.

Meiner Meinung nach war er für das 15. Jahrhundert das, was Lyndon LaRouche für das 20. und 21. Jahrhundert ist. Auch Lyndon LaRouche war ein Renaissance-Mensch. Beide, er und Nikolaus von Kues, waren Genies und trugen zur geistigen, wirtschaftlichen und menschlichen Entwicklung der Welt bei. Beide glaubten an die Einheit der Menschheit, daran, daß wir alle eins sind. Das bedeutet: Was für dich gut ist, das muß auch für mich gut sein, und umgekehrt. Beide glauben an die Einheit der Menschheit, daran, daß wir alle eins und vereint sind. Beide glaubten an das Potential der Menschheit und an das Gute der Menschheit.

Zu viele Menschen glauben heute, es gäbe böse Menschen auf der Welt. Helga hat schon oft darauf hingewiesen, und das Schiller-Institut lehrt es, daß es

keine bösen Menschen auf der Welt gibt - es gibt nur gute Menschen, die Böses tun, weil sie es nicht besser wissen. Das hat Jesus am Kreuz gesagt; zu den Menschen, die ihn kreuzigten, sagte er: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Wenn die Soldaten, die Jesus kreuzigten, gewußt hätten, daß er der Sohn Gottes ist, hätten sie ihn niemals gekreuzigt. Sie wußten es nicht besser.

Sowohl Nikolaus von Kues als auch Lyndon LaRouche glaubten also an die Menschheit. Sie waren überzeugt, daß es das Potential der Menschheit ist, alle Herausforderungen des Lebens zu meistern. In diesem Sinne waren beide Apostel der Hoffnung. Beide stellten neue Denkweisen vor, neue Arten, die Realität wahrzunehmen. Beide lehrten, daß die Menschheit keine absolute Wahrheit kennt - was wir kennen, ist nur Wahrscheinlichkeit, und deshalb entdecken wir immer mehr. Wir entdecken immer mehr Wahrheit, aber wir kommen nie ans Ziel. Deshalb ist das intellektuelle Leben, auf das Papst Leo uns aufmerksam machen wollte, so bedeutend und wichtig.

Sowohl Nikolaus von Kues als auch Lyndon LaRouche glaubten an das gewaltige Potential der Menschheit; daß wir die Fähigkeit haben, Veränderungen zum Besseren zu bewirken. Wie ich schon sagte, sie waren wirklich Apostel der Hoffnung. Beide zeigten neue Denkweisen, neue Arten, die Realität wahrzunehmen. Beide lehrten, daß niemand die absolute Wahrheit kennt und wir deshalb lernen können. Wir müssen lernen, und wir haben die Fähigkeit dazu. Das ist unsere Herausforderung. Wir alle sind dabei, die Wahrheit zu entdecken, aber wir kommen nie ans Ziel. Deshalb kann sich niemand absolut sicher sein bei dem, was er denkt - jedenfalls nicht, wenn er versteht, was Nikolaus von Kues und Lyndon LaRouche gesagt haben. Wir alle können lernen, wir alle können wachsen, wir alle können uns verändern. Es gibt Hoffnung für die Menschheit.

Beide ermutigten die Menschen, über den Teller-



Pater Harry Bury

(Foto: Schiller-Institut)



*Lyndon
LaRouche
(1922-2019)*

*(Foto:
LaRouche Library)*

rand hinauszuschauen - anders zu denken. Und deshalb hatten sie Feinde. Die Feinde meldeten sich zu Wort und überzeugten die Menschen, daß Nikolaus von Kues, ein Kardinal, in Wirklichkeit kein guter Mensch sei. Sie verleumdeten ihn. Deshalb wurde er von der Kirche nie heiliggesprochen. Und Lyndon LaRouche erfuhr dasselbe. Er wurde verleumdet, sie verbreiteten Lügen über ihn.

Das führte dazu, daß die Menschen ihn für böse hielten. Deshalb kam er ins Gefängnis. Beide haben viel erlitten, aber sie ließen sich nicht entmutigen. Trotz allem, was sie durchgemacht hatten, hatten beide Hoffnung. Beide sahen, daß die Menschheit Veränderungen zum Guten bewirken konnte. So bringen sie Hoffnung in die Welt - und wir sollten das weiterführen, was sowohl Nikolaus von Kues als auch

Lyndon LaRouche uns hinterlassen haben. Es ist unsere Chance, es ist die Gnade Gottes, daß wir in ihre Fußstapfen treten und darüber nachdenken und Wege finden können, wie wir zum Frieden in dieser Welt beitragen können. Wir können es schaffen! Das haben beide gesagt: Wir können das schaffen. Wir, die Menschheit, können das schaffen.

Also laßt es uns tun! Laßt uns Friedensstifter sein wie Kardinal Nikolaus von Kues und Lyndon LaRouche, der liebe Freund vieler von uns hier. Sie können uns inspirieren, sie können unsere Hoffnung stärken. Und genau das sehe ich und erwarte ich auch, daß es geschehen wird - dank der beiden und auch dank Ihnen allen. Wir werden etwas bewegen. Wir bewegen etwas. Wir lassen uns nicht entmutigen, wir sind voller Hoffnung. Vielen Dank.

Video: Ansprache von Pater Bury

Die Videopräsentation von Pater Bury vom 31. Oktober
kann hier angesehen werden:

<https://www.youtube.com/watch?v=7EyK7fjXxCQ>

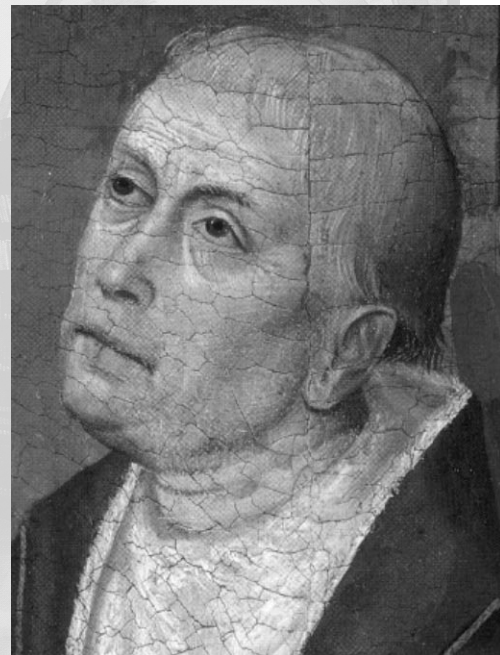
Video: Die Wiederentdeckung von Cusa eröffnet eine neue Vision für den Frieden

Helga Zepp-LaRouche spricht über Cusas Bedeutung heute:

https://www.youtube.com/watch?v=mM5X_qxWo9g

Das cusanische Koinzidenzdenken

Redebeitrag der Vorsitzenden des Schiller-Instituts
Helga Zepp-LaRouche auf der Jahreskonferenz
des Schiller-Instituts im Mai 2001



Es ist mir eine große Freude, über meinen lieben Freund Nikolaus von Kues zu sprechen. An irgendeinem Tag zwischen April und Juni wurde er vor 600 Jahren geboren. Ich möchte Ihnen heute einige der Ideen und Konzepte dieses herausragenden Genies der Goldenen Renaissance vorstellen, die von ganz großer Bedeutung für diese außerordentliche historische Periode sind. Diese Renaissance, die ihren Höhepunkt im Konzil von Florenz fand, führte zu einer beispiellosen Explosion menschlicher Kreativität und der Überwindung des finsternen Zeitalters des 14. Jahrhunderts.

Deshalb ist es heute drängender als je zuvor, diese Periode, die Umstände ihrer Entwicklung und die Fragen jener Zeit zu studieren.

Ebenso wie während der Epoche des Cusanus hat heute die Frage des Weltfriedens höchste Bedeutung, denn es wüten Kriege in Afrika, dem Nahen Osten, auf dem Balkan; Nationen wie Kolumbien, Indonesien oder Kongo werden von bürgerkriegsähnlichen Konflikten zerrissen. Ein finsternes Zeitalter hat bereits begonnen. Das Menschenbild, das Nikolaus so wunderbar definiert hat, wird heute wieder in den Schmutz gezerzt und der Wert des menschlichen Lebens negiert, wenn die britische Presse heute davon spricht, „Menschen zu keulen“, falls es zu einer weltweiten Seuche unter Menschen in den Dimensionen komme wie bei der Maul- und Klauenseuche unter Tieren. Ungelöste Fragen in der Medizin wie der Wissenschaft allgemein machen deutlich, daß wie zu Cusanus' Zeiten eine wissenschaftliche Revolution nötig ist.

Mehr denn je lautet die existentielle Frage, auf welchen Prinzipien die Beziehungen der internationalen Völgergemeinschaft aufgebaut sein sollen.

Um diese Fragen zu beantworten, sollte man die wichtigsten Konflikte der Menschheit verstehen: den Konflikt nämlich zwischen denjenigen, die am Übergang vom 13. zum 14. Jahrhundert und dann besonders im 15. Jahrhundert – und da insbesondere durch den Beitrag des Cusanus – durch einen grundlegenden Wandel der Weltansicht zum Entstehen des souveränen Nationalstaats beitrugen, und der Gegenseite, die zu den imperialen Strukturen der Zeit davor zurückkehren wollte – so wie die Kräfte der „Globalisierung“ heute. Daß die Globalisierung eine moderne, anglo-amerikanische Variante des Römischen Reiches ist, welche ganze Kontinente ausrottet und die Welt in eine Sklavenplantage zurückverwandelt, das erkennen jetzt immer mehr Menschen.

Aber das Wissen, wie wertvoll das Instrument des souveränen Nationalstaats für die Verteidigung des Gemeinwohls ist und welche enormen Anstrengungen es erforderte, zu den Konzepten der nationalen Souveränität und einer auf dem Völkerrecht basierenden Staatengemeinschaft zu gelangen, wurde von den Nutznießern der Globalisierung, die den Nationalstaat als Wurzel allen Übels verleumdten, gründlich ausgemerzt, so daß es fast in Vergessenheit geraten ist.

Ich möchte der Wahrheit wieder zum Recht verhelfen. Ich stimme mit dem verstorbenen genialen Völkerrechtler Baron von der Heydte darin überein, daß diese Idee einer Staatenge-

meinschaft auf der Grundlage des Völkerrechts ein so integraler Bestandteil der europäischen Kultur ist, daß diese Kultur ohne sie undenkbar ist. Die Globalisierung bedroht direkt die Substanz der europäischen Kultur.

Lassen Sie mich daher zunächst einige der Ideen vorstellen, die in die Gründung des Nationalstaats und einer völkerrechtlich begründeten Staatengemeinschaft mündeten, um dann aufzuzeigen, warum die Werke des Nikolaus von Kues einen qualitativen Sprung in der Tradition aller platonischen Denker vor ihm bedeuteten und warum dieser Durchbruch der *Coincidentia oppositorum* – der heute, qualitativ bereichert, von Lyndon LaRouche vertreten wird – die notwendige Denkmethode für eine neue Renaissance ist.

DER WEG ZUM SOUVERÄNEN STAAT

Welches waren nun die notwendigen Schritte auf dem Weg zum Nationalstaat?

Das Mittelalter war im wesentlichen von zwei Polen beherrscht, dem Kaisertum und Papsttum, aber trotz ihrer Rivalität einte sie die Vorstellung einer universellen abendländischen Christenheit, und im politischen Denken der Zeit dominierte die philosophische Idee der *reductio ad unum*, der Reduzierung der Vielheit auf die Einheit. So wird etwa im *Königsspiegel* des Gottfried von Viterbo (1180) die universelle Idee eines Kaisers mit allen entsprechenden Traditionen treffend entwickelt. Im 10.-12. Jahrhundert gab es zwar auch andere regionale Herrschaftsstrukturen, aber diese können nicht als „Staaten“ bezeichnet werden.

Erst mit den entscheidenden Veränderungen im politischen Denken an der Schwelle vom 13. zum 14. Jahrhundert tauchten Konzepte auf, die schließlich bei Nikolaus von Kues zur Idee des souveränen Nationalstaats führen.

Ende des 13. Jahrhunderts bröckelten die Spitzen der alten hierarchischen Ordnung, d.h. das Kaisertum und die Kirche als weltliche Macht verloren an Einfluß, und die Machtstrukturen auf niedrigerer Ebene wurden gestärkt. Diese erkannten keine übergeordnete Autorität mehr an und nahmen sich z.B. das Recht, über Leben und Tod der Untertanen selbst zu entscheiden.

Die herrschenden Strukturen erreichten also anfangs einen „Status“ = Staat = *etat*.

Der Infant Peter von Aragon spricht in seinem *Fürstenspiegel* von 1355 vom „konservativen Status“, und die gleiche Formulierung verwendet Petrarca in einem Brief an Francesco von Carrara über die Verwaltung des Gemeinwesens. Auch englische Autoren benutzen im 14. Jahrhundert das Wort *status* für „Staat“.

Die einzige Herausforderung für die universelle hierarchische Ordnung des Kaisertums bestand im 10. und 11. Jahrhundert in der Gründung normannischer Königreiche am Rande des Imperiums, in Westfrankreich, England, Sizilien, Rußland und Polen. Sie ignorierten die Machtphilosophie des Imperiums, stützten sich auf eine starke Verwaltung, eine eigene Adelsschicht, Söldnerheere, eine eigene Rechtsprechung sowie eine kohärente Geld- und Handelspolitik. Der normannische Historiker Orderich Vitalis (gest. 1142) geht in seinem Buch nicht davon aus, daß das Römische Imperium im Römischen Reich seiner Zeit fortbestehe, sondern sieht in den Normannen die von der göttlichen Vorsehung auserwählten Träger der welthistorischen Entwicklung. Das waren zwar Entwicklungen am Rande des Reiches, sie blieben aber nicht unbemerkt.

Die beiden Persönlichkeiten, die man nicht so sehr als Propheten, sondern eher als Vordenker des modernen Staates bezeichnen kann, waren Johann von Salisbury (1120-80) und Wilhelm von Auvergne, deren Soziallehre noch auf der Basis der kosmologischen Ordnung argumentierte.

Johann von Salisbury verfaßte den sog. „Policretius“, *Über die eitlen Sorgen der Höflinge und den Einfluß der Philosophen*, eines der wenigen zeitlosen Werke über die Staatskunst. Allerdings ist auch dort die *res publica* immer noch eingebettet in die geistliche Hierarchie – ebenso wie in der Schrift des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne über den *Engelsstaat* (1235) als Modell für das Gemeinwohl auf Erden. Diese beiden Bücher stellten die erste Gesellschaftstheorie überhaupt dar und waren entscheidend für die neue Staatslehre in Frankreich, wo die Tendenz zum sich entwickelnden Nationalstaat am fortgeschrittensten war.

Die „Policretius“-Lehre, die vom Zisterziensermönch Heliand von Froidefont und Wilhelm von Auvergne gelehrt wurde, beeinflusste dann Gilbert von Tournai, Thomas von Aquin, Bonaventura sowie Ägidius Colonna in Rom, der die erste moderne Staatstheorie verfaßte. Johann von Salisbury legte den Schwerpunkt auf „politische Gerechtigkeit“, was einen wichtigen Schritt in der Evolution der politischen Theorie darstellte. Ägidius von Colonna – der Erzieher Philipps des Schönen – sprach als erster von der politischen Theorie als einer eigenständigen Wissenschaft.

„KEINE HÖHERE MACHT AUF ERDEN“

Die ersten souveränen Staaten entstanden in England, Frankreich, Spanien und Sizilien:

in England unter Heinrich II. Plantagenet (1154-89),
in Frankreich unter Ludwig IV. dem Heiligen (1226-70)



Helga Zepp-LaRouche während ihrer Rede

in Sizilien unter Friedrich II. von Hohenstaufen (1212-50) und in Spanien unter Ferdinand dem Heiligen (1217-52) und seinem Nachfolger Alphons dem Weisen (1252-58).

Die gemeinsamen Merkmale dieser Staaten waren:

1. ein klar geordnetes Rechtswesen
2. eine an den Gerichtsbezirken ausgerichtete Landesstruktur
3. der Vorrang der königlichen Gerichtsbarkeit vor derjenigen des Adels und der Kirche
4. eine Stärkung des Königshofes; neue Gesetze und Institutionen entstanden stets durch „Kodifizierungen“ im Namen des Königs.

In England, Frankreich und Sizilien existierte parallel zur Rechtsprechung bereits eine geordnete Finanzverwaltung.

Das Resultat dieser Reformen in den vier Staaten England, Frankreich, Spanien und Sizilien war folgendes:

Die Macht über Leben und Tod lag ausschließlich bei der Staatsführung und nicht mehr in der Hand des Adels.

Der Staat war im Innern konsolidiert und erklärte seine Souveränität nach außen, d.h.

1. Es wurde keine höhere Macht auf Erden anerkannt.
2. Der König bzw. Kaiser war auf seinem Territorium höchste Machtinstanz.
3. Das Ziel war eine kohärente Gemeinschaft.

Die Vorstellung, keine höhere Macht auf Erden anzuerkennen, wurde rasch zum „Leitmotiv“ der Veränderung vom 13. zum 14. Jahrhundert und eine der wirksamsten Ideen in der Entwicklung des modernen Europa. Im Kampf zwischen Papst Bonifaz VIII. und König Philip dem Schönen Anfang des 14. Jahrhunderts war dies das Motto der Königspartei. Alphons der Weise von Spanien und Friedrich II. in Sizilien bekannten sich ebenfalls zu dieser Formulierung.

In Sizilien unterstützten der Vater und die Brüder des Thomas von Aquin Friedrich II. bei der Gründung des sizilianischen „Staates“. Thomas von Aquin selbst verarbeitete diese Idee zu einer allgemeinen Theorie.

Die Gegentendenz war die Theorie vom Kaiserstatus des Papstes. Ihr wichtigster Theoretiker war Ägidius Colonna, dessen Ideen Bonifaz VIII. in der päpstlichen Bulle *Una Sancta* ausdrückte.

Von Bonifaz wird die Anekdote berichtet, er sei eines Tages die Stufen einer Kirche in Rom hinaufgestiegen und habe dem Volk von oben herab zugerufen: „Ergo Caesar, ergo Imperator!“

DAS GEMEINWOHL

Die sich entwickelnde Idee einer nationalen Souveränität brachte zum ersten Mal die Vorstellung, daß der Staat nicht nur dem Interesse des Königs, sondern dem Wohl aller dienen muß.

Einen Schritt in diese Richtung bedeuteten die Schriften Alphons des Weisen, worin es hieß, die Könige als Repräsentanten Gottes müßten dem von ihnen regierten Volk Gerechtigkeit und Wahrheit sichern.

Der Gedanke der souveränen Gleichheit wird erstmals bei dem Philosophen und Dichter Raimund Lull am Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt. Er spricht auch von der *persona commu-*



Triumph des hl. Thomas von Aquin (Ausschnitt), Benozzo Gozzoli, Louvre. Zu seiner Linken sieht man Aristoteles und rechts Platon.

nis, in der Güte, Größe und Stabilität für die Gemeinschaft vereint sind. Für Lull war diese *persona communis* jedoch noch der Kaiser der Welt, und erst Friedrich II. appellierte an die Vernunft der Herrscher souveräner, gleichberechtigter Staaten.

Der wirklich revolutionäre Durchbruch erfolgte, als der Philosoph Johann Quidort, ein Dominikaner aus Paris, das Ideal einer Vielheit gleicher, unabhängiger Staaten aufstellte und erklärte, es könne nur Frieden auf der Welt sein, wenn es *keinen* Kaiser gebe. Nur in einem System, in dem die Staaten nach dem Gesetz gleichberechtigt und auf ihr jeweiliges Territorium begrenzt sind, könne es Frieden und Einheit geben. Denn das Ziel der Weltherrschaft, die bloße Idee, selbst mehr darzustellen als die anderen, führe notwendigerweise zum Unfrieden. Dies stellte einen entscheidenden Schritt in der Evolution des modernen Völkerrechts dar.

Quidorts Schriften waren natürlich Munition im Kampf Frankreichs gegen die päpstlichen Machtansprüche. Der damals sehr berühmte Rechtsanwalt Peter Dubois schrieb 1305-07 in einem Flugblatt: „Meiner Ansicht nach gibt es kaum eine vernünftige Person, die daran glaubt, in weltlichen Fragen solle es nur einen einzigen Herrscher auf der ganzen Welt geben, der alles regiert und auf den alle Ohren hören; denn strebe man einen solchen Zustand an, gäbe es Kriege, Aufstände und Kämpfe ohne Ende, und niemand könnte sie unterdrücken, weil es zu viele Menschen gibt, die Entfernungen und Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern zu weit und die natürliche Neigung der Menschen zu Widerspruch und Dissonanz zu groß sind.“

In dieser ganzen Periode waren Spannungen zwischen dem Imperium und den entstehenden Staaten ungelöst. Die *concordantia discordantium* war der wesentliche Konflikt dieser

Zeit. Die besten Denker und fortschrittlichsten Könige des 13. und 14. Jahrhunderts versuchten vergeblich, diese Spannung zu überwinden.

Der Dichter Dante ist ein Beispiel für LaRouches Argument, schöne Visionen der Dichter seien oft Inspiration für Politiker. Eine solche Vision war sein Werk *De monarchia*, worin er das Ideal einer Weltgemeinschaft aufstellt, in der die tiefe Sehnsucht nach Frieden erfüllt ist.

Es ist interessant, daß lange bevor dieser Prozeß, den von der Heydte „die Geburtsstunde des modernen Nationalstaates“ nennt, durch seine verschiedenen Geburtswehen hindurchging, Augustinus in seinem *Gottesstaat* schrieb, daß nur ein schlechter Staat imperialistisch sei – eine deutliche Anspielung auf das Römische Reich –, wohlmeinenden Menschen hingegen nichts daran gelegen sei, Freude an der Größe ihres Reiches zu empfinden. Denn die Größe erwachse nur aus der Ungerechtigkeit jener, gegen die man gerechte Kriege geführt habe, und das Reich wäre klein, wenn es ruhige und friedliche Nachbarn hätte. Nach Augustinus sind also kleine, kohärente Staaten besser als große, nimmersatte Imperien.

Ein besonders wichtiges Problem stellte für Alphons den Weisen, Lull und Thomas von Aquin die Frage der Gerechtigkeit im Staat dar. Aquin erklärte sogar, Leben in der Gesellschaft könne nicht existieren, wenn nicht jemand an der Spitze stünde, der um das *Bonum commune*, das Gemeinwohl besorgt ist. Das ist genau das Problem der „Globalisierung“ heute, weil die Leute an der Spitze genau entgegengesetzte Ziele verfolgen, nämlich nicht das Gemeinwohl, sondern die Interessen einer kleinen Gruppe Privilegierter.

Was diese verschiedenen Philosophen, Dichter und Staatstheoretiker, die zu der Idee des Völkerrechts und der nationalen Souveränität beitrugen, inspirierte, war der leidenschaftliche Wunsch nach Frieden, und in der Gerechtigkeit und Liebe sahen sie die Voraussetzung für diesen Frieden.

Besonders heute, wo in vielen Teilen der Welt kein Frieden herrscht, wo die Globalisierung Kriege verursacht und ein weltweites finsternes Zeitalter droht, ist es außerordentlich wichtig zu verstehen, daß es dieser Wunsch nach Frieden war, der am Beginn der Entwicklung zur nationalen Souveränität und des Völkerrechts stand.

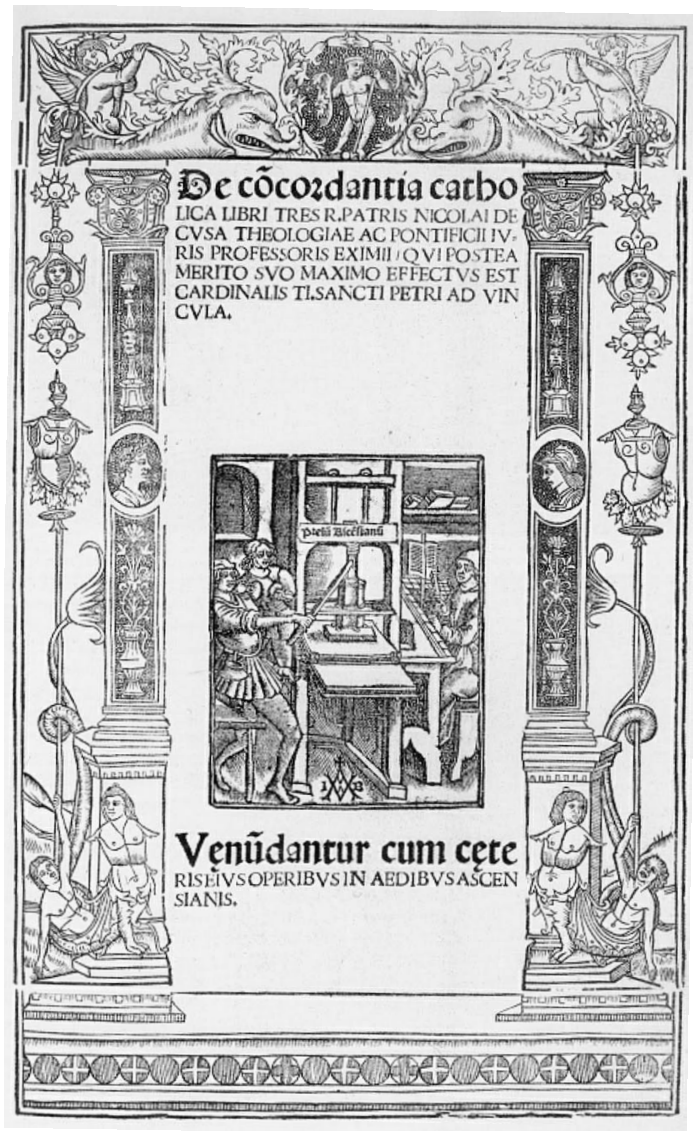
MENSCHENRECHTE UND GEMEINWOHL

Der Philosoph, dessen politische Theorie einen großen Entwurf für eine wirksame Friedensordnung auf der Welt bedeutete, der die *concordantia discordantium* löste, war Nikolaus von Kues, der größte Denker des 15. Jahrhunderts. In seiner *De concordantia catholica*, einer für das Baseler Konzil verfaßten Schrift, liefert er nicht nur im 1. und 2. Buch Ideen für eine Kirchenreform, sondern auch im 3. Buch die Argumentation für die Reform des Heiligen Römischen Reiches. Nikolaus gibt hierin zum ersten Mal den verfassungsrechtlichen Anforderungen an den Herrscher eine konkrete institutionelle Form – ein wesentlicher Schritt hin zum modernen Verfassungsrecht und selbst zum Konzept der Gewaltenteilung.

Völlig neu war seine Idee der natürlichen Freiheit und Gleichheit aller Menschen als Grundlage für deren Teilnahme an der Regierung. Hier haben wir den Beginn der politischen Rechte für alle Menschen!

Nikolaus schreibt in *De concordantia catholica*: „Da alle von Natur aus frei sind, kann jede Herrschaft – ob sie in einem geschriebenen Gesetz besteht oder in einem lebenden Gesetz in Person des Fürsten – ... nur aus der Übereinkunft und Zustimmung der Regierten bestehen. Denn wenn Menschen von Natur aus gleich mächtig und gleich frei sind, kann die richtig geordnete Autorität eines ihnen an Macht gleichen gemeinsamen Herrschers nur durch die Wahl und Zustimmung der anderen begründet werden, und auch das Recht ist durch Zustimmung begründet.“

Daß der Herrscher und die Beherrschten gleich und gleich frei sind, war eine absolut revolutionäre Idee. An einer anderen Stelle sagt Nikolaus sogar, daß etwas, was für den Deutschen wahr sei, auch für den Äthiopier gelte! Nikolaus dachte tatsächlich an die Menschenrechte als universelles Prinzip.



Titelseite der „De concordantia catholica“, 1433

Im 3. Buch schreibt er: „Natürliche Gesetze stehen vor jeder menschlichen Überlegung und liefern alle ihre Prinzipien. Als allererstes zielt die Natur darauf ab, allen Tierarten ihre physische Existenz und ihr Leben zu wahren, indem sie vermeidet, was ihm schaden könnte und sichert, was dafür notwendig ist... Denn die erste Voraussetzung des Wesens ist, daß es existiert.“

Schriebe man eine neue Verfassung für eine Weltordnung souveräner Nationalstaaten, so könnte man diese Definition völlig unverändert übernehmen! Das Recht auf Existenz ist das erste Menschenrecht!

Nikolaus fährt fort: „Aber die Menschen sind von Anfang an mit Vernunft ausgestattet, was sie von den Tieren unterscheidet. Sie wissen durch die Existenz ihrer Vernunft, daß Vereinigung und Teilen äußerst nützlich sind – ja sogar notwendig für ihren Selbsterhalt und zur Erreichung des Zweckes der menschlichen Existenz.“

Und so folgert Cusanus: „Menschen haben Städte gebaut und Gesetze angenommen, um Einheit und Harmonie zu bewahren, und sie setzten Wächter dieser Gesetze ein, welche die Macht haben, für das Gemeinwohl zu sorgen.“

Anschließend definiert Nikolaus sehr klar das Prinzip, das den souveränen Nationalstaat von den vorhergehenden, oligarchischen Gesellschaftsformen abgrenzt, daß nämlich die Sorge für das Gemeinwohl, der alle oder die Mehrheit der Menschen zustimmen, die einzige Legitimierung der Macht darstellt:

„Alle legitime Autorität erwächst aus gewählter Konkordanz und freiwilliger Unterwerfung. Es gibt durch die gemeinsame, gleiche Geburt und die gleichen natürlichen Rechte aller Menschen im Volk einen göttlichen Samen, so daß alle Autorität – die von Gott kommt wie der Mensch selbst – als göttlich anerkannt wird, wenn sie aus der gemeinsamen Zustimmung der Regierten erwächst. Wer als Repräsentant des Willens aller in die Macht eingesetzt wird, den kann man als Person der Öffentlichkeit oder Gemeinschaft bezeichnen, als Vater aller, der in einer rechtmäßig und gesetzmäßig gegründeten Regierung ohne den Hochmut des Stolzes herrscht.“

Indem man in ihm sozusagen das Geschöpf aller seiner Untertanen als Gesamtheit sieht, lasse man ihn jedoch handeln als den Vater ihrer aller als Individuen. Dies ist der göttlich bestimmte Familienstand der auf dauerhafte Harmonie gegründeten geistigen Verbindung, durch die ein Gemeinwesen am besten in der Fülle des Friedens auf die Güte des ewigen Glückes hingeführt wird.“

Die Legitimität der Regierung leitet sich also nicht nur von der Ausrichtung am Gemeinwohl her, sondern der Herrscher ist gleichzeitig aufgefordert, gegenüber jedem einzelnen wie ein Vater zu handeln, was offensichtlich Liebe erfordert.

Danach definiert Nikolaus das repräsentative System, in welchem der gewählte Volksvertreter in eine reziproke rechtliche Beziehung zu Regierung und Regierten tritt:

„Zu diesem Zweck (dem Gemeinwohl) sollten für den Herrscher die Qualifiziertesten unter seinen Untertanen aus allen Teilen seines Herrschaftsgebiets ausgewählt werden, damit sie täglich mit ihm Rat halten. Diese Räte sollten alle Bewohner des Herrschaftsgebiets vertreten... Diese Räte sollten beständig das

Wohl der Öffentlichkeit, die sie vertreten, verteidigen, Ratschläge geben und als das geeignete Mittel dienen, über das der König seine Untertanen regieren und beeinflussen kann und die Untertanen bei geeigneter Gelegenheit umgekehrt ihn beeinflussen können. Die große Stärke des Königreichs kommt aus diesem täglichen Rat. Die Räte sollten zu dieser Aufgabe in einer allgemeinen Versammlung des Königreichs per Übereinstimmung ernannt werden, und sie sollten durch einen öffentlichen Eid rechtlich gebunden sein, offen für das allgemeine Wohl zu sprechen.“

Nikolaus schrieb dieses bahnbrechende Werk 1433, und es dauerte noch 343 Jahre, bis diese Ideen eines repräsentativen Systems als einziger Möglichkeit, die unveräußerlichen Rechte des einzelnen in der Praxis zu schützen, in der Unabhängigkeitserklärung und Verfassung der USA formuliert wurden.

Aber dies ist nur sein erstes bedeutendes Werk, seine größten Durchbrüche sollten erst später kommen.

NIKOLAUS UND DIE ITALIENISCHE RENAISSANCE

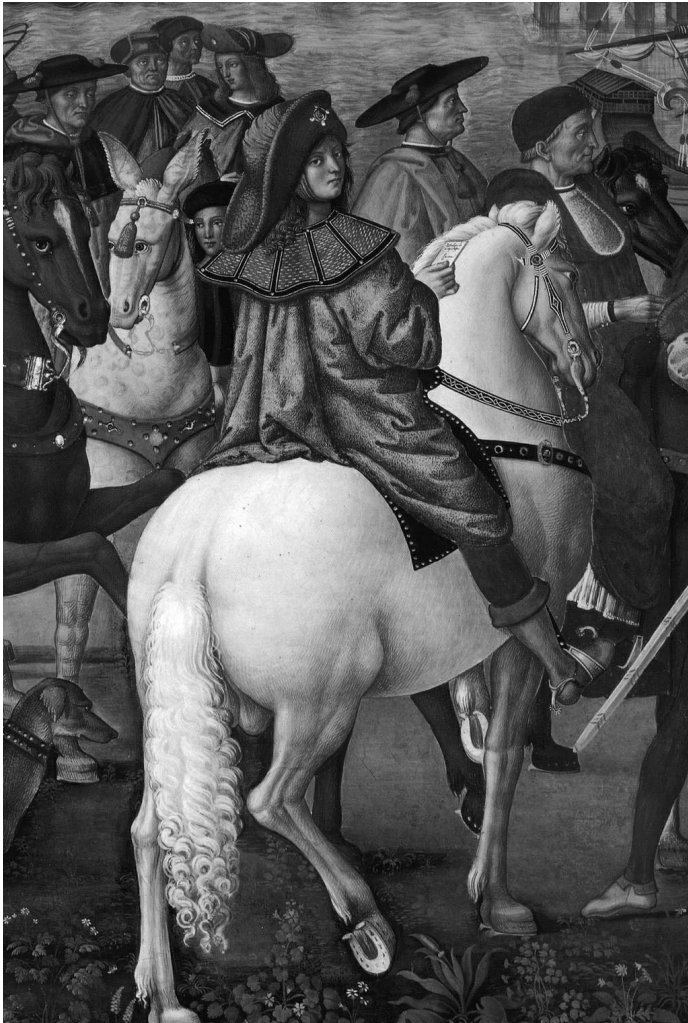
Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht definitiv belegt, daß Nikolaus von den Brüdern vom Gemeinsamen Leben erzogen wurde. Genauer wissen wir jedoch über seine Beziehung zu den führenden Kreisen der italienischen Renaissance, die ihn beeinflussten, so wie umgekehrt seine bahnbrechende philosophische Methode – die einerseits in der platonischen Tradition wurzelte, andererseits der historischen Entwicklung philosophischen Denkens eine spektakuläre neue Dimension hinzufügte – wiederum die besten Philosophen, Staatsmänner und Päpste inspirierte.

Nikolaus studierte von 1417-23, im Alter von 16-22 Jahren, in Padua. Schon hier kam er in persönlichen Kontakt mit Vertretern der wertvollsten Tradition der europäischen Zivilisation, die in Italien mit Dante, Petrarca und Boccaccio ihren Ausdruck fand. Diese hatten der dogmatischen Scholastik, die damals zum großen Teil das akademische Leben in Europa dominierte, den Krieg erklärt, indem sie bewußt Platon und das klassische griechische Denken wiederbelebten.

Petrarca zeigte auf, daß Platons Lehre mit dem Christentum übereinstimmte, die des Aristoteles hingegen nicht. Er wandte sich auch gegen den Einfluß des Averroes. Coluccio Salutati, der Petrarca noch persönlich gekannt hatte und wie alle Humanisten ein begeisterter Sammler von Handschriften war, wurde 1375 – dem Todesjahr Boccaccios – Kanzler von Florenz und blieb dies bis 1406. Leonardo Bruni, der mehrere Schriften Platons übersetzte und ab 1427 Kanzler war, sowie Poggio Bracciolini, der 1415-22 dieses Amt innehatte, waren Schüler Salutatis und führten die platonische, anti-aristotelische Tradition fort. Bracciolini kannte Cosimo de Medici seit dem Konzil von Konstanz, wo er sich auch mit Nikolaus anfreundete.

Während seines Studiums in Padua lernte Nikolaus Giuliano Cesarini, Ambrogio Traversari und Aeneas Sylvius Piccolomini, den späteren Papst Pius II., kennen und schätzen, die alle in der gleichen Tradition Dantes, Petrarcas und Boccaccios standen.

Eine andere lebenslange Freundschaft schloß Nikolaus in Pa-



Aufbruch des 27jährigen Enea Silvio Piccolomini, Sekretär des Bischofs von Fermo zum Baseler Konzil. 1458 wurde Piccolomini zum Papst Pius II. gewählt. Fresko von Pintoricchio in der Libreria Piccolomini in Siena.

dua mit Paolo del Pozzo Toscanelli (1397-1482). Toscanelli verfaßte jenen berühmten Brief an Martin de Moriz mit dem Inhalt, man könne China und Indien auf dem Seeweg nach Westen erreichen, auf den sich Kolumbus stützte und der zu seiner Entdeckung Amerikas führte. Über Toscanelli kam Nikolaus auch in engen Kontakt mit den berühmten Künstlern Leon Battista Alberti und Filippo Brunelleschi.

Die Platon- und Aristoteles-Übersetzungen von Bruni, Traversari und anderen entfachten tiefgehende Debatten über das Gute, den Wert der Dichtung, über die Natur der menschlichen Gemeinschaft. In diesem geistigen Umfeld betrieb Nikolaus seine Studien in Padua, welche er dann in seiner *Concordantia catholica* auf eine noch höhere Ebene hob.

DIE VERBINDUNG ZU DEN GRIECHISCHEN PLATONIKERN

Ab 1437 übernahm Nikolaus dank der Vermittlung seines Freundes Cesarini wichtige kirchliche Funktionen im Umfeld

des Papstes, und von diesem Augenblick an war seine historische Bedeutung mit jener der Renaissancepäpste und der kulturellen Renaissance aufs engste verknüpft. Schon 1437 reiste Nikolaus nach Byzanz, wo er nicht nur seine diplomatische Mission erfüllte, die 700köpfige Delegation der orthodoxen Kirche, einschließlich des Kaisers und des Patriarchen, zum Konzil nach Ferrara/Florenz zu begleiten, sondern auch auf die Handschriften stieß, die nachwiesen, daß die Formulierung des *filioque* – daß der hl. Geist gleichermaßen vom Vater und vom Sohn ausgeht – schon bei den frühen Konzilen Teil des Credo (Glaubensbekenntnis) war. Dieser Nachweis spielte bei dem Konzil von Ferrara/Florenz für die Einigung der Kirche eine sehr wichtige Rolle.

Nikolaus hatte engen Kontakt zu dem 83jährigen Georgios Gemistos Plethon, der den byzantinischen Kaiser als Berater begleitete. Plethon kannte sämtliche Werke Platons und Proklos' Kommentare, und als der große Staatsmann, der er war, wollte er in Griechenland eine Renaissance auf der Grundlage von Platon schaffen. 1439 schrieb Plethon während seines Aufenthalts in Florenz eine scharfe Kritik des Aristoteles. Dieser habe die platonischen Ideen mißverstanden, er leugne die Schöpfung Gottes und die Existenz der göttlichen Vorsehung ebenso wie die Unsterblichkeit der Seele, er unterhöhle die Ethik und seine ganze Theorie sei mit dem Christentum unvereinbar.

Plethon und der Erzbischof von Nikäa, Bessarion, der sich ebenfalls polemisch gegen Aristoteles wandte, lösten in Ferrara und Florenz eine wahre Platon-Begeisterung aus. Vor allem der berühmte Arzt Ugo Benzi aus Siena, der während Nikolaus' Aufenthalt in Padua lehrte, löste diese Debatten aus. Cesarini, dem Nikolaus die *Docta ignorantia* widmete, war Gastgeber vieler solcher Vorträge über Platon, was einen der Zuhörer, Cosimo de Medici, so sehr begeisterte, daß er in Florenz eine neue Platonische Akademie gründete und Plethon damit beauftragte, sämtliche Werke Platons zu übersetzen.

Nikolaus stand auch persönlich in Verbindung mit Cosimo de Medici sowie dem Leibarzt Lorenzo de Medicis, Petrus Leonius Pierleoni aus Spoleto, der die Schriften des Cusanus sammelte und verbreitete.

Noch ein paar weitere Beispiele dafür, in welcher geistigen und kulturellen Umgebung Nikolaus arbeitete: Er stand in engem Kontakt mit Tommaso Parentucelli, dem späteren Papst Nikolaus V. und Gründer der Vatikanischen Bibliothek, und mit dem späteren Papst Pius II., Enea Silvio Piccolomini, sowie mit Niccolò Albergati. Er sah und studierte die Werke von Alberti, Fra Angelico, Donatello, Piero della Francesca und Paolo Uccello. Uccello vollendete 1430 seine Fresken in der Kirche S. Maria Novella, wo Masaccio 1427 sein perspektivisches Trinitätsfresko fertiggestellt hatte.

Piero della Francesca hielt sich seit 1439 in Florenz auf. Ghiberti schuf dort die Bronzetür des Baptisteriums und seine berühmte Paradiestür. Brunelleschi hatte 1417 das erste Modell der Domkuppel erstellt, der Bau wurde 1437 vollendet. 1421 schuf er die Bauten der Kirche San Lorenzo und Santo Spirito und der Pazzi-Kapelle.

Da die italienische und besonders die Florentiner Renaissance

ein ausgezeichnetes Vorbild dafür ist, wie eine Zivilisation ein finsternes Zeitalter überwinden kann, ist es sinnvoll, sich noch einmal zu veranschaulichen, wie die verschiedenen Einflüsse zusammenkamen: Dante, Petrarca und Boccaccio setzten die Grundlagen, und mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts schufen einige große Künstler und Philosophen eine neue humanistische Bewegung. Aber erst das Konzil von Ferrara und Florenz und dort vor allem der Kontakt mit den griechischen platonischen Gelehrten gaben dieser Bewegung den entscheidenden Antrieb.

DIE KOINZIDENZPHILOSOPHIE

In diesem Umfeld gelang Nikolaus von Kues der große konzeptionelle Durchbruch. Er selbst berichtet, er habe auf dem Rückweg von Konstantinopel 1437-38 eine Eingebung gehabt, dank derer er alle Fragen in einem ganz anderen Licht sehen konnte.

Diese Eingebung war seine einzigartige Philosophie der Koinzidenz. Er betonte selbst häufig, er lehre, was vorher noch niemand gedacht hatte. Kein Philosoph vor ihm habe diese Denkmethode des „In-eins-Fallen der Gegensätze“ erkannt. Aristoteles hatte die Idee verkündet, sich widersprechende Aussagen könnten nicht gleichzeitig wahr sein. In einem Brief vom 14. 9. 1453 schreibt Nikolaus, das Nichtzulassen widersprüchlicher Aussagen sei das gemeinsame Axiom der gesamten bisherigen Philosophie, Aristoteles habe dies nur am explizitesten ausgedrückt. Alle Philosophen hätten versagt, mit der einzigen teilweisen Ausnahme des „großen Dionysius“, der an einigen Stellen in die Nähe dieser Idee gerückt sei.

Faßt man alle Angriffe von Nikolaus auf Aristoteles zusammen, so bleibt von jenem nicht mehr allzuviel übrig. Aristoteles, der absolute Herrscher über die Lehre der Scholastiker an den großen damaligen Universitäten, wird demontiert und entlarvt als Denker, der die falsche Methode hat, nichts findet, obwohl er rastlos hin- und herrennt, der unfähig ist, die platonischen Ideen zu verstehen.

In der *Apologia doctae ignorantiae*, einer Verteidigungsschrift der *Docta ignorantia* gegen den Heidelberger Professor Johannes Wenck, der ihm Pantheismus, Häresie und Verwirrung vorwarf, schreibt Nikolaus:

„Jetzt hat vor allem die aristotelische Richtung Geltung, die die Koinzidenz der Gegensätze, welche man anerkennen muß, um den Aufstieg zur mystischen Theologie zu finden, für eine Häresie hält.* Den in dieser Schule ausgebildeten scheint der Weg vollkommen unsinnig zu sein. Er wird als ein ihren Absichten entgegengesetzter völlig abgelehnt. Daher käme es einem Wunder gleich – ebenso wie es eine Umwandlung der Schule wäre –, wenn sie von Aristoteles abließen und höher gelangten.“

Dann zitiert er Philo bei Hieronymus, wonach das logische, aristotelische Denken im Grunde genommen nicht höher stünde als die Ratio der Tiere, denn alle verständigen Wesen seien in der Lage, Schlüsse zu ziehen.



Ein Relief aus Ghibertis Paradiestür mit Szenen aus der Josefs-Legende (Altes Testament). Baptisterium, Florenz

„Der methodische Gang ist notwendigerweise zwischen dem Ausgangspunkt und Zielpunkt begrenzt, und diese einander entgegengesetzten Gegensätze nennen wir kontradiktorisch.

Daher sind die Zielgrenzen für das methodisch vorgehende Denken entgegengesetzt und getrennt. Davon sind auf der Ebene des Verstandes die Extreme getrennt wie im Wesenssinn des Kreises, der besagt, daß der Mittelpunkt mit dem Umkreis nicht zusammenfallen kann, weil die Entfernung von Mittelpunkt und Umkreis stets gleich ist.

Aber auf der Ebene des vernünftigen Geistes, der sieht, daß in der Einheit die Zahl und im Punkt die Linie und im Zentrum der Kreis eingefaltet ist, wird das Zusammenfallen von Einheit und Vielheit, Punkt und Linie, Zentrum und Umkreis in der Schau des Geistes ohne methodisches Hin und Her erreicht: Das kannst Du in den Büchern *De coniecturis* sehen, wo ich dargelegt habe, daß Gott sogar über dem Zusammenfall der kontradiktorischen Gegensätze steht, da er nach Dionysius der Gegensatz der Gegensätze ist.“

Es ist nicht gerade respektvoll, wenn Nikolaus vom „methodischen Hin und Her“ der Aristoteliker spricht. Und was hält er von ihren Absichten?

„Nach diesen Worten mahnte mich der Meister, zu beachten, daß die wissende Unwissenheit einem hohen Turme gleich jeden zur Schau erhebe. „Denn wer dort oben steht, übersieht alles, was der unten über das Feld Schweifende auf verschiedenen Wegen nach Spuren forschend sucht; er erblickt auch, in wieweit der Suchende sich dem Gesuchten nähert oder entfernt. So urteilt die wissende Unwissenheit, die aus der Höhe des vernünftigen Geistes stammt, über den methodischen Gang der verständigen Denkbewegung.“

Die Metapher vom Turm, in dem die Vernunft sich ihrer selbst bewußt ist, des Suchenden und Gesuchten, ist ein pädagogisches

* Mit der Formulierung „mystischer Theologie“ meint Nikolaus offensichtlich nicht die moderne Wortbedeutung von „mystisch“ im Gegensatz zu „logisch-rational“, sondern er benutzt diese Vokabel im Sinne der mittelalterlichen Bedeutung, worunter meistens „metaphorisch“, „auf allegorischer Deutung ruhend“, verstanden wurde.



Das Baptisterium in Florenz mit der berühmten Paradiestür von Ghiberti.

Unten: Hospital in Pistoia, erbaut von Filippo Brunelleschi. Die Reliefs zeigen die sieben Werke der Barmherzigkeit.

Fotos: Maria Schmitz



Mittel, um dem Geist zu helfen, von einem erhabenen Standpunkt von oben her zu denken.

Eine andere Metapher verwendet er in *De beryllo*: die Idee der Koinzidenz als einer Brille, durch die man sehen kann, was vorher unsichtbar war. Das Koinzidenzdenken ist nicht Objekt des Denkens, es ist eine Methode des Denkens.

In *De beryllo* beschreibt Nikolaus die Sinneswelt als ein Buch, das so für uns geschrieben, ja eigens für uns geschaffen ist, daß wir es von der Art und Weise unseres Denkens verstehen können. Hier entwickelt Nikolaus einen wahrhaft subjektiven Begriff des kognitiven Denkens.

Schon vor Nikolaus hatten einige andere Denker die Idee ei-

ner Einheit konzipiert, die vor allen widersprüchlichen Aussagen existiert. Was den Gedanken der Koinzidenz und die Metapher des Berylls als Brille davon unterscheiden, ist, daß die sich widersprechenden Wesensgründe in einer grundsätzlichen Verbundenheit koexistieren, bevor sie sich in ihre Differenzierung trennen.

Hat man den Beryll, sieht man die Gegensätze *in principio convexio*, bevor sie in ihrer Dualität existieren.

Im Rechteck fallen das Maximum des spitzen Winkels und das Minimum des stumpfen Winkels in eins zusammen; bevor sie sich in ihre Widersprüchlichkeit teilen, sind sie im Rechteck vereint.

CUSANUS „EVOLUTIONSTHEORIE VON OBEN“

Wie wir sehen werden, sind dies keineswegs nur akademische Übungen, sondern Nikolaus entwickelt hier eine Denkmethode, die von allerhöchster Bedeutung für die Lösung politischer und religiöser Probleme ist. Und weil Aristoteles keinen Beryll hat, kann er nicht richtig denken!

In *De beryllo* verschärft Nikolaus seine Angriffe gegen Aristoteles. Dieser habe zwar über ein sog. drittes Prinzip des natürlichen Geschehens gesprochen – die *steresis*, *privatio* oder „Beraubung“. Aber dies sei nur ein leeres Konstrukt, das nichts wirklich erklären könne, sondern nur die Abwesenheit von etwas.

Nach dieser wertlosen Erklärung sei Aristoteles dann in seiner wissenschaftlichen Forschung steckengeblieben. Nikolaus schließt daraus, daß Aristoteles für die zeitgenössische wissenschaftliche Forschung keine Relevanz mehr habe.

Aber der Koinzidenzgedanke beinhaltet auch ein ganz bestimmtes Konzept für die Evolution des Universums, weil er dessen Einheit betont. Im fundamentalen Unterschied zu Gott als absoluter Einheit und Größe (*maximitas*) ist die

unitas universi eine zusammengezogene Vielheit (*unitas contracta*), die Inkarnation der vereinten Vielheit (*maximum contractum*).

In diesem Universum existiert eine hierarchische Ordnung höherer und niederer Gattungswesen mit jeweils zahlreichen individuellen Differenzierungen, die aber dennoch durch einen „Gattungssprung“ absolut voneinander getrennt sind. So sagt Nikolaus z.B., kein Tier könne (aus sich heraus) vernünftig werden. Aber wenn es derart erziehbar wäre (*capax*), daß es Einsicht in die Einsicht des Menschen gewänne und dies durch seine Handlungen bewiese, sei es kein Tier mehr (*Cribatio Alcheron* III,10).

Nikolaus sagt weiter, kein Individuum irgendeiner Gattung habe seine maximale Vervollkommnungsfähigkeit erreicht, solange es nicht mehr ist als ein Individuum seiner Art. Für den Menschen bedeutet dies, daß er von der geistigen Natur „emporgehoben“ und mit ihr vermischt wird. Entsprechend sei die Beziehung des Anorganischen zur Pflanze sowie die der Pflanze zum Tier. Das Potential der niedrigeren Gattungen wird erst dann voll ausgeschöpft, wenn es in ein höheres Seinsprinzip geführt wird.

Das eigentlich Faszinierende daran ist, daß dieses „biogenetische Evolutionsgesetz“, wie es der verstorbene Professor Haubst nannte, das cusanische „Maximierungsprinzip“, nicht von unten nach oben wirkt. Die Evolution fängt eben nicht mit den primitivsten Formen an und differenziert sich dann immer weiter, so wie es die heutige mechanistische Evolutionstheorie sagt, sondern sie vollzieht sich von oben. In *De mente* entwickelt Nikolaus den Gedanken, daß das Wissen Gottes nur nach unten in die Natur des Geistes und weiter in der Stufenordnung der Dinge nur durch den Geist herabsteigt. *Mens* ist das Bild Gottes, aber gleichzeitig auch das Urbild aller aufeinanderfolgenden Geschöpfe.

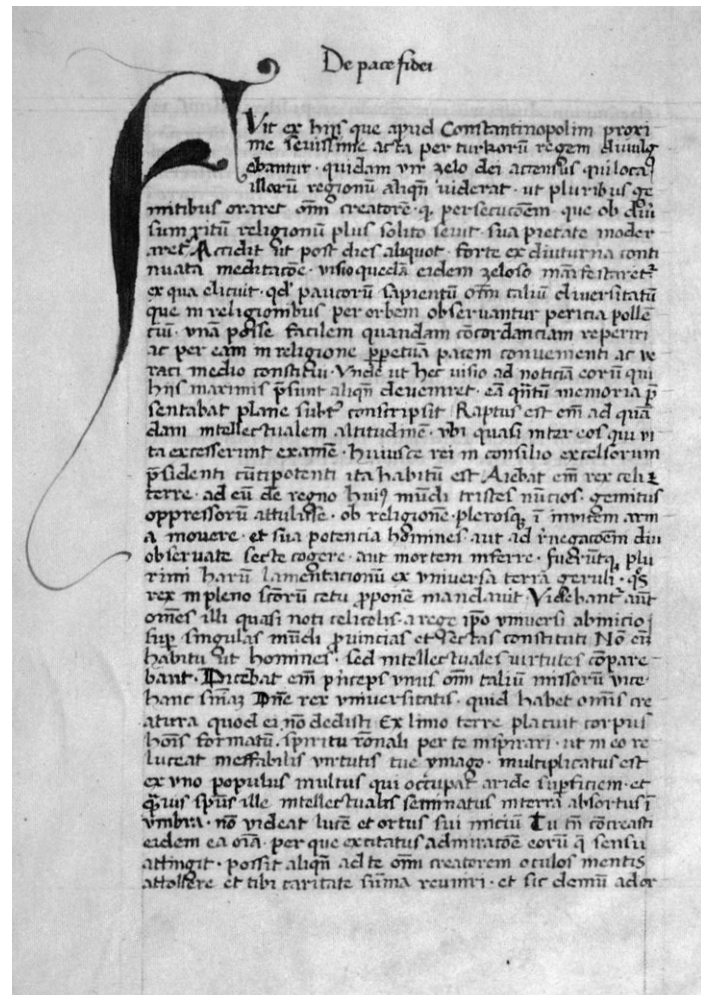
Dies setzt den Menschen in eine außergewöhnliche Position im Universum: der schaffende Geist (Gott) hat nur einen Zugang zur Welt, den menschlichen Geist! Wir haben es hier nicht nur mit einer Erkenntnistheorie zu tun, sondern einer Lehre von der Welterschaffung, der Genesis, in der die menschliche Vernunft eine unersetzliche Vermittlungsrolle einnimmt! Die gleiche Idee drückt Lyndon LaRouche aus, wenn er sagt, das Universum „gehört“ der Erkenntniskraft der menschlichen Vernunft!

Professor Haubst interpretiert Nikolaus von Kues sogar so weit, daß nach Nikolaus das Universum seine Erfüllung in der Bestimmung des Menschen findet. In diesem Sinn ist der Mensch unersetzlich. Ohne den Menschen wäre das Universum nur ein Torso. Soll das Universum also nicht irgendwann einfach nur so aufhören zu existieren, kann seine sinnliche Bestimmung und Perfektion nur in der göttlich-schöpferischen Aktivität des menschlichen Geistes liegen.

In *De mente* schreibt Nikolaus, die Zahl sei das Zusammenreffen von Einheit und Vielheit. Wir sehen also, daß er den Koinzidenzgedanken nicht auf theologische Fragen beschränkt. Diese Zahlen sind gesetzgebend (konstituierend), weil der Geist die Welt zahlenartig geschaffen hat, wie ein Komponist seine Komposition. Es ist der Geist als Geist, der die Zahl und alles andere schafft. Die Welt ist die Musik des ewigen Geistes, der die Proportionen und damit die Schönheit der weltlichen Dinge verursacht. Wir erkennen hier eine Idee, die wir später bei Kepler wiederfinden.

In *De mente* entwickelt Nikolaus die unendliche Perfektibilität des Geistes, der durch die Schaffung von Begriffen Ordnung in die Welt bringt und auf diese Weise die Gesetzmäßigkeit seines eigenen Erkenntnisprozesses herausfindet.

Wie ich es oben beschrieben habe, ist diese Methode des „Denkens von oben“ aus der Sicht der *coincidentia oppositorum* ein universelles methodisches Konzept, das auf alle Aspekte des



Titelseite der Schrift „De pace fidei“, 1453

Lebens anwendbar ist. Die weitgehendste Diskussion dieser Idee finden wir in *De visione Dei*. Dieses Buch schrieb Nikolaus für die Mönche des Klosters am Tegernsee, mit denen er befreundet war, und man merkt ihm an, daß er sich dort am freiesten fühlte, seine innersten Gedanken auszudrücken. Das Büchlein gehörte schon im 15. Jahrhundert zu den meistgelesenen seiner Schriften. Es erinnert mich sehr an die geistigen Übungen von Papst Johannes Paul II., wie sie von Kardinal François Xavier Nguyen van Thuan beschrieben werden. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit der Frage, wie man den Geist darin üben kann, von der Ebene der höchsten Wahrheit aus zu denken, von einer Position jenseits „der Mauer der coincidentia oppositorum“.

FRIEDEN IM GLAUBEN

Komplementär zu *De visione Dei* ist ein anderes Buch von ihm zu sehen, das er im selben Jahr 1453 verfaßte, und an dem man erkennt, daß der Koinzidenzgedanke keine (im heutigen Sinn verstandene) mystische, esoterische Schwärmerei ist, sondern dramatische politische Implikationen hat. Am 29. Mai 1453 hatte Sultan Mohammed II., genannt „der Eroberer“, seinen spektakulärsten Erfolg: die Einnahme Konstantinopels.

Im Westen sah man ihn als allergrößte Gefahr an. Der Humanist Enea Silvio schrieb an Papst Nikolaus V., seine Hand zittere beim Schreiben dieser Worte, und er könne vor Schmerz nicht sprechen: „Was für ein Unglück für die Christenheit!“ Der Brunnen der Musen sei ausgetrocknet, dies bedeute für Homer und Platon einen zweiten Tod. Auf die Berichte über die Ereignisse in Konstantinopel reagierte man voller Schrecken. Ich zitiere aus einer Beschreibung des Cusanus-Forschers Erich Meuthen:

„Zunächst: Entsetzen über das Gemetzel. Das Bild des Westens vom Türken war gemacht als grelles Gemisch aus Blutdurst, viehischer Grausamkeit und Perversion. Die Berichte aus Konstantinopel entsprachen dem, dessen man ohnehin gewiß zu sein glaubte, ja, es ließ sich steigern: Das Blut sei über den Boden geflutet, als hätte es geregnet; wie Wasser durch die Gassen, so sei nun das Blut geflossen. Kinder werden vor den Augen ihrer Eltern getötet, edle Männer wie Tiere abgeschlachtet, Priester zerfleischt, Mönche zu Tode gefoltert, heilige Jungfrauen geschändet, Mütter und Töchter entehrt. Von Mehmed, dem Eroberer wird erzählt, daß er in der Siegesnacht die Kaisertochter in sein Bett zwingt. Er will sie zum Islam bekehren. Sie bleibt standhaft. Nun schleppt er sie in die Hagia Sophia vor eine Muttergottesstatue, die als Block für Hinrichtungen dient. Er zeigt ihr, wie man den Christen hier die Köpfe abhaut, reißt ihr die Kleider vom Leibe und läßt das Mädchen auf der Muttergottesstatue köpfen; das Haupt schickt er dem Bruder Konstantins. Menschen- und Gottesschändung in einem. Die Kirchen werden verwüstet, Altäre profanisiert, Reliquien in alle Winde zerstreut, das Allerheiligste entweicht.“

Das war im 15. Jahrhundert, aber es geschieht heute genauso, im Nahen Osten, in Afrika, auf dem Balkan und in vielen anderen Teilen der Welt. Papst Johannes Paul II. hat gerade seine wahrhaft historische Mission in den Nahen Osten angetreten. Vor zwei Tagen hat er offiziell um Vergebung für die Verbrechen und Grausamkeiten der Kreuzritter im 13. Jahrhundert gebeten, was ich für eine wahrhaft noble Geste halte. Gegen das, was Bush und Sharon tun, ist der Papst auf einer beinahe persönlichen Mission, um dem Nahen Osten Frieden zu bringen und zu versuchen, die schreckliche Kriegsgefahr, deren er sich völlig bewußt ist, zu überwinden. Heute wird er die Moschee mit dem Grab Johannes des Täufers besuchen, und es wird das erste Mal sein, daß ein Papst eine Moschee besucht.

Wir haben es hier also nicht mit theoretischen, akademischen Dingen zu tun, die viele Jahrhunderte weit weg liegen, sondern alles dies hat höchste politische Bedeutung, wenn wir Frieden erreichen wollen.

Moderne Historiker widersprechen den Schreckensberichten der Zeit und erklären, Mohammed II. habe die Stadt nicht zerstören wollen, sondern im Gegenteil öffentliche Gebäude wiederaufgebaut, er habe Moslems, Juden und Christen wieder in die Stadt hereingeholt und Wissenschaften und Künste gefördert. Aber auch wenn das die historische Wahrheit ist, war zu jener Zeit das Bild, das man im Westen von ihm hatte, so wie eben beschrieben.

Umso erstaunlicher ist es, welche erhabenen Gedanken Niko-

laus in seinem unter dem Eindruck dieser furchtbaren Schilderungen verfaßten *De pace fidei* vorstellt.

Nikolaus beginnt *De pace fidei* mit folgenden Worten:

„Die Kunde von den Grausamkeiten, die kürzlich in Konstantinopel vom Türkenn König verübt worden sind und jetzt bekannt wurden, hat einen Mann, der jene Gebiete einstmals sah (offensichtlich meint Nikolaus hier sich selbst), so mit Inbrunst zu Gott erfüllt, daß er unter vielen Seufzern den Schöpfer aller Dinge bat, er möge die Verfolgung, welche wegen der verschiedenen Religionsausübung mehr denn je wütete, in seiner Güte mildern. Da geschah es, daß dem ergriffenen Mann nach einigen Tagen – wohl aufgrund der täglich fortgesetzten Betrachtung – eine Schau zuteil wurde, aus der er entnahm, daß es möglich sei, durch die Erfahrung weniger Weiser, die mit all den verschiedenen Gewohnheiten, welche in den Religionen über den Erdbreis hin wohl vertraut sind, eine einzige und glückliche Einheit zu finden, und durch diese auf geeignetem und wahren Weg einen ewigen Frieden in der Religion zu bilden.“

Er läßt dann Vertreter von 17 Religionen und Ländern einen Dialog mit dem „Wort Gottes“ führen und um Hilfe bitten, weil: „Deinetwegen nämlich, den allein sie in alledem, was sie alle anzubeten scheinen, tobt dieser Streit.“

Interessant ist, daß Nikolaus den Dialog mit einer illusionslosen Beschreibung der oligarchischen Machtstrukturen seiner Zeit einleitet. Man müsse bedenken, schreibt er, daß die meisten Menschen gezwungen seien, ihr Leben in Not und unter großen Mühen zu fristen. Noch dazu lebten sie in knechtischer Abhängigkeit von ihren Herrschern. Deshalb hätten die wenigsten Menschen genug Muße, ihren freien Willen wirklich zu gebrauchen und aus sich selbst heraus zur Ebene des schöpferischen Denkens zu gelangen. Die Sorge um das physische Überleben und die Dienste, die sie verrichten mußten, lenkten sie zu sehr ab. Deshalb suchten sie nicht nach dem versteckten Gott. Wenn aber eine Vereinigung weiser Männer aller Religionen zusammenkäme, wäre es „leicht“, eine Lösung zu finden.

Die Herangehensweise, die Nikolaus im folgenden entwickelt, spiegelt deutlich die „Vision von oben“. Der Religionskrieg sei auf einige bisher noch nicht erkannte Mängel im Selbstverständnis der Religionen zurückzuführen, sagt er. Ein Fehler bestehe darin, nicht zwischen dem Propheten und Gott selbst zu unterscheiden, der zweite darin, alte Traditionen mit Wahrheit zu verwechseln. Die Unterschiede lägen also nur in den Riten und nicht in ihrem Wesen.

DIE WAHRE RELIGION

Der älteste an der Diskussion beteiligte Philosoph, ein Grieche, fragt nun: Aber wie sollen wir die Mannigfaltigkeit der Religionen zu einer Einheit bringen; unsere Völker haben ihre Religion mit ihrem Blut verteidigt, sie werden kaum gewillt sein, eine neue einheitliche Religion anzunehmen.

Darauf antwortete das Wort Gottes, man solle keine neue Religion einführen. Aber man müsse sich selbst verstehen und dann den Völkern zeigen, daß die wahre Religion *vor* allen anderen Religionen ist.

Da das Wort Gottes die Weisen als Philosophen anspricht, die alle darin übereinstimmen, daß es nur *eine* Weisheit gibt, und nicht als Vertreter der verschiedenen Religionen, kann es sie auf einer anderen Ebene erreichen.

Die friedensbringende neue Einheit der Religionen ist kein neuer, synthetischer Glaube, sondern liegt in dem, was die Vernunft allen sagt, die ihrer Voraussetzungen bewußt geworden sind.

So reagiert der griechische Philosoph enthusiastisch auf den *spiritus rationalis*, der zu *allen wunderbaren Künsten* fähig sei, und es folgt eine Hymne auf die Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes. Wenn dieser Geist auf Weisheit hin orientiert sei, gelange er immer näher an diese heran. Wir erreichen zwar niemals die absolute Weisheit, aber wir nähern uns ihr immer mehr an. Sie schmeckt uns süß wie Götternektar.

Die Einheit ist also garantiert, wenn der Geist nach Weisheit strebt und Wahrheit als vorrangig und grundlegend erkannt wird. Dann vermittelt die Teilhabe zwischen dem Einen und dem Vielen. Manchmal ist eine große Katastrophe notwendig – wie der Eindruck des Falls von Konstantinopel im Westen damals oder gegenwärtig die drohende Aussicht eines großen Kriegs im Nahen Osten –, die die Menschen zwingt, ernsthaft über eine Alternative nachzudenken. Wenn dann gefordert wird, dieser Alternative zu folgen, und weise Männer und Frauen die Initiative ergreifen, läßt sich die Katastrophe vielleicht vermeiden.

In *De docta ignorantia* spricht Nikolaus vom *spiritus universorum*, dem Geist der Universalität, der in jedem Teil der Schöpfung wirkt. Religionen, Nationen oder Völker sind Elemente der Differenzierung, aber die Totalität, d.h. das Universum als vollkommenster Ausdruck der Ordnung ist die Voraussetzung für alles, so daß „alles in allem sein kann“: *Quodlibet in quolibet*, lautet Nikolaus' berühmte Formulierung.

Für die politische Ordnung bedeutet dies, daß man die Vielheit der Völker integrieren kann, ohne ihre spezifische Identität zu verletzen, weil die Gesamtheit der Ordnung bereits vorgegeben ist.

MIKROKOSMOS UND MAKROKOSMOS

Eine weitere Einsicht in die Beziehung zwischen dem Einen und dem Vielen liegt in der Vorstellung, daß jeder Mensch ein Mikrokosmos ist, was heißt, daß er nicht nur einen Platz im Universum hat, dem Makrokosmos der anderen Wesen, sondern daß er den gesamten Kosmos in komplexer, eingefalteter Weise in sich enthält. Daher verkörpert jeder Mensch das ganze Universum im Kleinen.

Deshalb kann eine Friedensordnung nicht auf beliebigen zweitrangigen Erwägungen beruhen, sondern hat nur Bestand, wenn *jeder* Mikrokosmos sein ganzes Potential vollständig zu entwickeln die Chance hat, was wiederum nur möglich ist, wenn *alle* Mikrokosmen sich auf maximale Art und Weise entfalten können. Dies hat enorme Implikationen für die Beziehungen zwischen Menschen, zwischen Nationen und Völkern. Eine Friedensordnung souveräner Nationen ist nur möglich, wenn

jede Nation sich in der bestmöglichen Weise entwickeln kann, d.h. bestmöglich für das Gemeinwohl ihrer Bürger sorgen kann, was Wohlstand für alle bedeutet und Förderung ihrer Talente. Nur wenn jeder Mikrokosmos versteht, daß es in seinem ureigensten Interesse ist, wenn sich alle anderen Mikrokosmen so gut wie möglich entfalten, nur wenn jede Nation und jedes Volk die beste Entwicklung für alle anderen wünscht, kann es Konkordanz im Makrokosmos der Welt als Ganzer geben.

Das ist der Grund dafür, warum „Friedensverhandlungen“, die den Konflikt nur auf jener Ebene des Verständnisses behandeln, die Nikolaus als aristotelisches methodisches Hin und Her bezeichnen würde (es erinnert fast an die sog. „Shuttle-Diplomatie“), scheitern müssen. Man muß mit dem Koinzidenzgedanken beginnen, d.h. man muß sich über die letzten Ziele der Menschheit einig werden: ihre Selbstvervollkommnung und Veredelung und der Anstieg des allgemeinen Bevölkerungspotentials als Grundlage der weiteren Existenz zukünftiger Generationen. Dies sind die Voraussetzungen für eine funktionierende Friedensordnung auf der Welt. Heute ist natürlich der Bau der Eurasischen Landbrücke als Grundlage und Eckstein eines weltweiten Wiederaufbaus ein Ausdruck eines solchen letzten Ziels der ganzen Menschheit. Es ist eine Vorbedingung für einen dauerhaften Frieden auf der Welt, daß diese philosophischen Fragen immer am Anfang stehen müssen. Deshalb sind Nikolaus' Ideen von den Ideen aller früheren Denker die modernsten, die ich mir vorstellen kann.

Um die Wunden aller gequälten Menschen in Afrika, auf dem Balkan, im Nahen Osten und anderen Teilen der Welt zu heilen, brauchen wir den Fokus auf den *spiritus universorum*, aber auch den grenzenlosen Kulturoptimismus, der sich z.B. in Nikolaus' Predigt zum Epiphaniastag 1454 in Brixen ausdrückt, die auch treffend eine Hymne auf die Zivilisation genannt wurde. Darin werden die freien und mechanischen Künste und die Wissenschaft als ein großes Geschenk an die Menschheit gefeiert, an welchem alle teilhaben sollen, damit die Entwicklung keines Menschen unnötig verzögert wird.

Nikolaus von Kues war überzeugt davon, daß dies die einzige wahrhaft menschliche Art des Denkens ist. 1459 schrieb er, die menschliche Seele sei aller Andersheit substantiell überlegen. Sie könne alle Andersheit beseitigen, weil sie das nicht-andere Bild von allem habe. Wenn die Seele so denkt, ist sie in der zeitlosen Zeit, *tempus intertemporalis*. Dies ist es, was LaRouche als „Gleichzeitigkeit der Ewigkeit“ bezeichnet.

Heute ist die Idee einer Gemeinschaft souveräner Nationen auf der Grundlage des Gemeinwohls aller und des internationalen Völkerrechts eine Frage auf Leben und Tod für die ganze menschliche Zivilisation.

Können wir nicht um unser selbst willen und als schönstes Geburtstagsgeschenk für Nikolaus von Kues zu seinem 600. Geburtstag die gleiche intellektuelle Kraft, die gleiche unbegrenzte Entschlossenheit und Leidenschaft für diese große Idee entwickeln? Wenn ich mich in diesem Saal umblicke, sehe ich Menschen aus allen Ecken der Welt. Freuen wir uns der Vielheit der kulturellen Vielfalt und Schönheit, denn wir alle sind Eines, bevor wir viele sind.



Ausschnitt aus Raffaels Tafelbild „Die Verklärung Christi“, Holz, 405 x 278 cm, Rom, Pinacoteca Vaticana.

*„Das Sehen des absoluten Sinn-Grundes, der der Sinn-Grund von allem ist,
ist mithin nichts anderes, als geistig Dich, Gott, zu kosten,
da Du die Süßigkeit selbst des Seins, des Lebens
und der Einsicht bist“.*

(Nikolaus von Kues)

Über die Süßigkeit der Wahrheit

Von Helga Zepp-LaRouche

„Wer wird nicht aufs höchste hingerissen, wenn er dies aufmerksam überdenkt?“, sagt Nikolaus in unüberhörbarer Begeisterung im 19. Kapitel von „De visione Dei“ und fährt fort: „Du, mein Gott, eröffnest mir armen Menschen ein solches Geheimnis... daß Dich Einsehen mit Dir geeint werden bedeutet.“ Und in der Tat, wenngleich dieses Werk das vielleicht schwierigste unter den theologisch-philosophischen Schriften ist, so ist es doch andererseits eine so spannend geschriebene Abhandlung, daß der geneigte Leser nicht umhin kann, als in den Bann der Suche nach der Wahrheit gezogen zu werden, und von einer glühenden Sehnsucht erfaßt wird, in dieses Geheimnis einzudringen. Die außergewöhnliche pädagogische Begabung des Nikolaus von Kues, seine Leser und Schüler mit Hilfe der sokratischen Methode auf eine geradezu poetische Weise spielerisch zur höchsten Höhe der Weisheit heraufzuziehen, findet hier ein glänzendes Beispiel.

Daß sich die Cusanus-Gesellschaft des Themas „De visione Dei“ gerade im Augustinus-Jahr, also zum 1600. Jahrestag des Übertritts des Heiligen Augustinus zum katholischen Glauben, angenommen hat, muß als höchst treffend bezeichnet werden. Nikolaus ist unter allen Kirchenvätern sicher der direkteste Nachfolger des Augustinus, wie sich sowohl aus hunderten von Zitaten, als auch der ganzen methodologischen Herangehensweise belegen läßt. Des weiteren sind die Probleme, mit denen Augustinus in der Periode des Zusammenfalls des römischen Reiches zu kämpfen hatte, nicht nur mit denen verwandt, um die Nikolaus gerade nach der Übernahme Konstantinopels rang, sondern eben auch sehr ähnlich denjenigen, mit denen wir heute konfrontiert sind. Zu Augustinus wie zu Nikolaus Zeiten, ebenso wie heute, ging es um die fundamentalsten Werte dessen, was wir die Substanz des christlichen Abendlandes nennen.

Denn wiederum wird unter der angeblichen Flagge von Religionen an vielen Orten der Erde grausames und menschenunwürdiges Blutvergießen begangen, während zugleich eine erstaunliche Anzahl von Bestrebungen stattfinden, eine ökumenische Basis für einen dauerhaften Frieden in dieser Welt zu definieren. Aber genau wie zu Nikolaus' Zeiten lautet die große und entscheidende Frage, auf welchen Prinzipien dieser ökumenische Frieden besteht, auf dem höchsten, — und deshalb wahren, — oder auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, der gerade die Parameter ausradiert, die den wahren Glauben von Sekten und Kulte aller Art unterscheidet.

„De visione Dei“ ist nur drei Monate nach der Schrift „De pace fidei“ entstanden und kann als eine Weiterführung des ökumenischen Gedankens auf einer höheren Ebene verstanden werden. Wie noch zu zeigen sein wird, liegt in dieser Schrift der Schlüssel für die brennendsten Fragen unserer Zeit. Sie definiert auf wunderbare Weise ein Konzept für das existenzielle Selbstverständnis des Menschen, und weil sie ganz von der Tradition des Augustinus von der Einheit des Glaubens und des Wissens ausgeht, führt sie damit zugleich zu einer fundamentalen Einsicht in die physikalischen Naturgesetze des Universums. Nikolaus zeigt uns hier den Weg, wie wir die Ganzheit unserer Seele und damit den inneren Frieden erlangen können, und wer wollte bezweifeln, daß dies gerade in

unserer zerrissenen Zeit ein Ziel darstellt, von dem nur noch sehr wenige Menschen wissen, wie sie es erreichen können. Dieser innere Friede, der nur aus der Übereinstimmung der menschlichen Praxis mit der göttlichen Schöpfungsordnung kommen kann, ist zugleich auch die einzige Basis, auf der letztlich der Friede in der Welt gegründet werden kann.

Am Anfang von „De visione Dei“ schreibt Nikolaus eine Widmung an die Benediktiner-Mönche vom Tegernsee, und erst wenn man die gesamte Schrift bis zum Ende studiert hat, erkennt man, wie streng dieses Werk durchkomponiert ist, und daß in gewisser Weise das Resultat und Ziel der *manductio*, der didaktischen Gedankenführung, und die Auflösung des Geheimnisses bereits in der Widmung anklingt. Es bietet sich hier der Vergleich mit einem großen klassischen Komponisten an, der, nachdem er die ganze Symphonie komponiert hat, gewissermaßen als Auftakt noch jene Noten voranstellt, die den Schlüssel zu der ganzen Komposition darstellen.

Dieser Schlüssel, dessen Bedeutung wie gesagt erst nach dem Studium des Gesamtwerkes deutlich wird, liegt in den folgenden Sätzen von Nikolaus: „Dabei bete ich vor allem anderen, daß sich mir das Wort von oben und die allmächtige Rede schenke, die allein sich selbst öffnen kann, damit ich entsprechend Eurer Fassungskraft das Wunderbare (*mirabilia*) darlegen kann, das sich über jedes sinnliche, verstandesmäßige und einsichthafte Sehen hinaus offenbart.“ Im Gegensatz zu dem heute vorherrschenden banalisierten Verständnis, was Beten eigentlich bedeutet, wird hier deutlich, daß Nikolaus die kreative Kraft in sich wachrufen will, der allein er es zutraut, daß sie es vermag, die Mönche in das Geheimnis einzuführen. Daß er um das Wort von oben bittet, kann so gedeutet werden, daß er damit das „Wort“ in dem gleichen Sinn zitiert, wie er es in der Predigt 2 (von Weihnachten 1431) gebraucht hat, „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“, also dem Geheimnis der ewigen Geburt in Gott, wobei sich Nikolaus auf die augustiniische Erklärung des trinitarischen Hervorgangs auf dem Erkenntniswege bezieht, und wo der göttliche Logos unter verschiedenen Namen zunächst als ein dem Vater wesensgleicher Ausdruck der göttlichen Selbsterkenntnis verstanden wird.

Da sich Nikolaus immer wieder besonders auf die augustiniische Lesart stützt, kann das „Wort“ hier ohne weiteres als das ideelle Urbild der Schöpfung verstanden werden. Wenn Nikolaus also zu Beginn seiner Ausführungen sagt, daß er in diesem Sinne betet, so heißt dies nichts anderes, als daß er um den Funken der göttlichen Kreativität bittet und damit die Kraft, der allein er es zutraut, daß seine Botschaft an die Mönche auf eine so machtvolle Weise zu kommunizieren vermöge, daß es sie auf die höchstmögliche Verständnisebene emporzuziehen vermöge. Schon am Anfang wird also deutlich, daß „Beten“ eben nicht heißt, Gott um den Erfolg seiner Anliegen zu bitten, sondern in sich im Punkte der höchsten Konzentration jene gottähnliche Schöpferkraft zu mobilisieren, die allein zur Erkenntnis der Wahrheit führen kann. Es ist die Versenkung und Konzentration auf unsere ureigenste Wesenheit, vergleichbar mit der Sammlung, die etwa ein Pianist oder Dirigent im Augenblick vor der Aufführung eines großen Werkes erreichen muß.

Und weiter kündigt Nikolaus an, wie er auf anschauliche Weise (experimentaliter) die Mönche doch in das Geheimnis einführen wird, und sie „eine ganz köstliche Probe jenes Mahls der ewigen Glückseligkeit vorkosten“ lassen werde. Daß Nikolaus für die Beschreibung der tiefsten theologisch-philosophischen Konzepte sich immer wieder der Bildlichkeit köstlicher Speisen und leiblicher Genüsse bedient, ist nicht nur ein äußerst liebenswerter Zug seiner *manductio*, es ist darüberhinaus ein Hinweis auf die Auflösung dessen, was als Geheimnis angekündigt ist.

Nikolaus sagt ganz eindeutig, daß es *sein* Ziel sei, die Mönche auf menschliche Weise zum Göttlichen zu erheben, was offensichtlich ein ganz bestimmtes Selbstverständnis bei ihm selbst voraussetzt, nämlich daß er dies tun kann. Da es aber auf menschliche Weise geschehen muß, so schränkt er ein, muß dies in der Form eines Gleichnisses (*similitudine*) geschehen, gemäß der menschlichen Fassungskraft.

Es ist höchst faszinierend, daß er für dieses Gleichnis ein Bild des „Alles-Sehenden“ in der Form einer Ikone Gottes wählt, vor allem wenn man auf Nikolaus' Einfluß bei der Entwicklung der Perspektive in der Malerei vor allem bei Pacioli und Leonardo da Vinci achtet. Gewissermaßen als pädagogische Übung, als Experiment, schlägt er nun vor, diese Ikone z. B. an einer nördlichen Wand zu befestigen, und weiterhin, daß alle Brüder sich in einem verlängerten Halbkreis um die Ikone aufstellen. Gleich von welchem Winkel sie nun den Blick der Ikone betrachten, erscheint es einem jeden von ihnen, als sei dieser Blick nur allein auf ihn gerichtet. Es ist offensichtlich, daß ein solcher Eindruck nur von einem solchen Gemälde vermittelt werden kann, das vom Standpunkt konkavischer Perspektive, also eines gesetzmäßig gekrümmten Raumes her gemalt ist.

Nikolaus führt die Mönche nun einen Schritt weiter, indem er in ihnen ein Selbstbewußtsein erzeugt, daß nämlich eine Gleichzeitigkeit existiert im Verhältnis der Alles-Sehenden Ikone und jedem einzelnen Mönch, daß ein jeder zugleich von ihr angeschaut wird, und sich zugleich darüber bewußt sein kann, daß dies ebenso für alle anderen zutrifft. Und sogar weiter, daß ein jeder, der z. B. von Westen nach Osten, oder von Osten nach Westen schreitend, die Augen auf die Ikone gerichtet, feststellen wird, daß der Blick der Ikone immerzu mit ihm weitergeht.

Während eine solche Idee die einfache Vorstellungskraft des Mönches übersteigen würde, kann er durch Befragung der anderen, sich ebenfalls in Bewegung befindlichen Mönche nun erfahren, daß der Blick der Ikone bei allen bleibt, auch wenn sich alle in entgegengesetzter Richtung bewegen. „Er wird also erfahren, daß das unbewegliche Angesicht sich so nach Osten hin bewegt, daß es sich zugleich auch nach Westen hin bewegt, und so nach Norden, und auch nach Süden, auch wie es so auf einen bestimmten Punkt hinschaut, daß auch auf alle zugleich, und ebenso auf eine einzige Bewegung hin, wie auf alle zugleich.“

Und er fährt fort: „Und während er darauf achtet, daß dieser Blick niemanden verläßt, sieht er, daß er so aufmerksam für einen jeden Sorge trägt, als ob er sich allein um den, der fährt, daß er gerade angeschaut wird, und um keinen anderen

kümmere, und zwar so sehr, daß auch von keinem, den er anblickt, begriffen werden kann, dieser trage auch für einen anderen Sorge. Er wird auch sehen, daß dieser so die aufmerksamste Fürsorge gegenüber dem geringsten Geschöpf hegt, als sei es das größte und das gesamte Weltall.“

Wenn man sich diese Bewegungen der Mönche um die Ikone herum nun in der Form einer geometrischen Darstellung vorstellt, so erhält man eine vielfach verbundene und verknüpfte Mannigfaltigkeit, die durch vielfache Rotation erzeugt wird, bei der aber der ruhende Punkt die gleiche Aufmerksamkeit erhält wie der Prozeß der Bewegung selbst sowie die Gesamtheit von Ruhe und allen Bewegungen zugleich. Daß dabei weder von einer cartesischen noch newtonischen linearen Raumvorstellung ausgegangen wird, ist schon dadurch evident, daß es die gekrümmte Perspektive ist, die es ermöglicht, daß es an einem jedem Punkt erscheint, als sei ihm, also auch dem geringsten Geschöpf, die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wie dem gesamten Weltall.

Doch nachdem Nikolaus nun so für die Mönche nicht nur ein Selbstbewußtsein über sich selbst, ihre Beziehungen untereinander, sowie der Ikone zu allen erzeugt hat, und damit eine Vorstellung einer Geometrie erzeugt hat, die sicherlich über die rein sinnliche Vorstellungskraft hinausführt, überrascht er sie mit dem nächsten gedanklichen Schritt.

Er unterscheidet nun nämlich zwischen dem Gleichnis der Alles-Sehenden Ikone, und dem „absoluten Blick“ Gottes, „Theos“, der eben darum so genannt werde, weil sein Sehen das aller anderen Sehenden übersteigt. Während das Sehen im sinnlichen Bereich, also dasjenige, das gebunden ist an Zeit und Räume der Welt, an die einzelnen Gegenstände und an die weiteren derartigen Bedingungen ein „verschränktes Sein“ hat, ist Gott dagegen das wahre unverschränkte Sein. „Er ist vielmehr unverhältnismäßig (improportionaliter) vollkommener. Deshalb kann die sinnliche Erscheinung einer Ikone weniger an die höchste Vollendung des absoluten Sehens heranreichen als der Begriff. Was Nikolaus hier feststellt, ist, daß die Wirklichkeit Gottes ein viel höheres Prinzip darstellt, als die vielfältige Beziehung beim Gleichnis der Alles-Sehenden Ikone, daß aber dieses Gleichnis seine Nützlichkeit hat, weil gewissermaßen die den menschlichen Sinnen und dem menschlichen Vorstellungsvermögen angepaßte geometrische Projektion eine komplexere Realität nach unten darstellt.

Im 2. Kapitel führt Nikolaus dann weiter aus: „Doch das von aller Verschränkung gelöste Sehen (*visus absolutus*) umfaßt also das gemessenste Maß und das wahrste Urbild aller Sehvermögen zugleich und jedes Einzelne. Ohne das absolute Sehen kann es ja kein verschränktes Sehen geben.“ Und ganz gleich, was auch immer die unterschiedlichen subjektiven Betrachtungsweisen sein mögen, mit denen Gott geschaut oder betrachtet wird, kann es wegen der „höchsten Einfachheit“ Gottes nicht verschieden sein, wenngleich wir aus diesen oder jenen Gründen Gott diese oder jene Namen zusprechen. Denn trotz der verschiedenen aussagbaren Eigenschaften Gottes ist er der „absolute Sinn-Grund, in dem jede Andersheit (*alteritas*) Einheit und jede Verschiedenheit (*diversitas*) Selbigkeit ist.“

Nachdem Nikolaus nun zum ersten Mal eine Definition von Gott gegeben hat, die die Unzulänglichkeit aller Definitionen

selbst zum Gegenstand macht, hat er doch zugleich das Geheimnis näher berührt. In Gott fällt die einfachste Verschränkung mit dem Absoluten zusammen, jede Andersheit ist Einheit, und jede Verschiedenheit ist Selbigkeit. Wie soll der arme, verschränkte menschliche Verstand ein solches Rätsel lösen?

Und siehe da, in seiner *manductio* führt Nikolaus die Mönche einen gewaltigen Schritt weiter. Er fordert sie noch einmal auf, das Gleichnis der Ikone Gottes zu überdenken, und sich zur Spekulation anregen zu lassen. Doch dann sagt er überraschend: „Du wirst aufgefordert zu sagen: ‚Herr, nun schaue ich in Deinem Bild Deine Vorsehung in einer Art sinnlicher Erfahrung‘...“, und von dieser Stelle ab hat die Schrift die Form eines Gebetes, und zwar in einer solchen Weise, daß es sowohl für Nikolaus zutrifft, wie auch für die Mönche. Es ist ihm also gelungen, worum er in der Widmung gebeten hatte, daß er die Kraft haben möge, die Mönche zu seiner höchsten Sichtweise emporzuheben, dann breitete er vor ihnen das der sinnlichen Erfahrung entsprechende Gleichnis der verschränkten absoluten Unendlichkeit aus, stellte diesem dann den aktuellen Begriff

der absoluten Unendlichkeit gegenüber und führt die Mönche weiter, indem er sie auffordert, sich, wie er selbst auch, in einem direkten Gebet mit Gott auseinanderzusetzen.

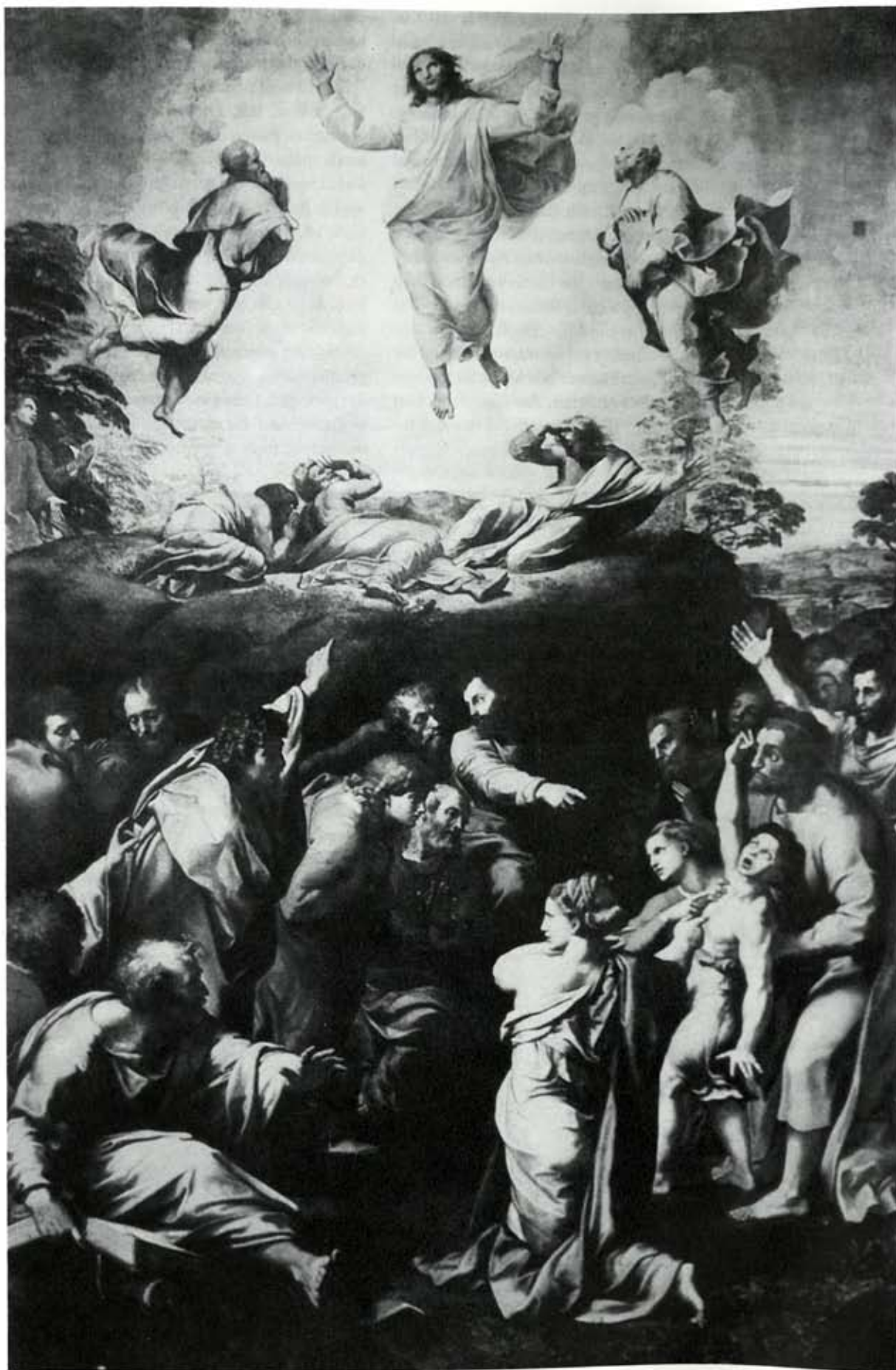
Die Erkenntniskraft geht zunächst von Gott aus. „Keineswegs, Herr, läßt Du mich durch irgendeine Vorstellung den Gedanken fassen (*concipere*), daß Du, Herr, etwas anderes als mich mehr liebst, da Dein Blick mich allein nicht verläßt... Und entzögest Du mir Dein Angesicht, könnte ich keineswegs weiter bestehen. Doch ich weiß, daß Dein Blick jene höchste Güte ist, die nicht anders kann, als sich jedem mitzuteilen, der dazu aufnahmefähig (*capax*) ist. Du wirst mich also niemals verlassen können, solange ich für Dich aufnahmefähig bleibe. Es obliegt also mir, soweit ich es kann, für Dich immer aufnahmebereiter zu werden.“

Was also hier aus dem Gleichnis der Ikone abgeleitet ist, die geometrisch begründete Gleichheit der Intensität, mit der auch das geringste Lebewesen ebenso betrachtet wird wie das gesamte Universum, ist nichts anderes als die wunderbare Definition der menschlichen Freiheit, ein jeder Mensch ist fähig an Gott



Ausschnitt aus Raffaels Tafelbild „Die Verklärung Christi“, es zeigt, angesichts der Verheißung des Heils, die irdische Realität, mit ihren Leiden, Ängsten und Nöten, mit ihrer Hilfsbedürftigkeit und Hilflosigkeit.

„Die
Verklärung
Christi“
von Raffael



teilzuhaben, aber es ist seine eigene Entscheidung, ob er aufnahmebereit bleibt und versucht, es mehr zu werden. Nikolaus stellt hiermit nicht nur die naturrechtlich begründete potentielle Gleichheit aller Menschen (auch des geringsten Geschöpfes) fest, sondern er legt damit auch erneut das ökumenische Prinzip fest, auf dem allein eine Einigung aller Religionen zustandekommen kann.

Die göttliche Vorsehung ist also keineswegs in jenem calvinistischen Sinne gemeint, in dem der materielle Erfolg des Menschen auf Erden den Beweis für den Zustand des Auserwähltheits des jeweiligen Individuums darstellt, vollkommen unabhängig davon, wie moralisch oder unmoralisch sich dieser Mensch verhält.

Ganz im Gegenteil, die göttliche Vorsehung ist Möglichkeit und Aufforderung: „Ich weiß aber, daß die Bereitschaft, die Vereinigung (mit Dir) gewährt, nichts anderes als Ähnlichkeit ist. Die Unfähigkeit zur Aufnahme kommt dagegen von Unähnlichkeit. Wenn ich mich also auf jede mögliche Weise Deiner Güte ähnlich mache, werde ich entsprechend der Stufen der Ähnlichkeit für Wahrheit aufnahmebereit sein.“ Hier spricht Nikolaus eine der offensichtlichsten Wahrheiten aus, daß nämlich die Frage der Intelligenz letztlich eine moralische ist. Wenn der Mensch sich weigert, aus einer Erkenntnis die verantwortungsbewußten Konsequenzen zu ziehen, er sich also der verlangten Aufgabe „unähnlich“ macht, wird er seine Ohren verschließen und nichts verstehen. Die moralische Unähnlichkeit führt immer dazu, daß eine wirkliche geistige Aufnahme unmöglich ist.

Die Ähnlichkeit führt andererseits zu einem immer größeren Verständnis. „Diese Kraft, die ich von Dir habe, und in der ich ein lebendiges Bild (*vivam imaginem*) der Kraft Deiner Allmacht besitze, ist der freie Wille, durch den ich die Fähigkeit, Deine Gnade aufzunehmen, entweder mehr oder verringern kann. Ich kann sie mehr durch Angleichung: wenn ich danach trachte, gut zu sein, weil Du gut bist; wenn ich trachte, gerecht zu sein, weil Du gerecht bist; wenn ich trachte, barmherzig zu sein, weil Du barmherzig bist.“

Da Nikolaus an vielen anderen Stellen seines Werkes die Schöpfungsgesetzlichkeit des Universums eindeutig als negentropischen Entwicklungsprozeß beschreibt, bei dem die eine Art durch die volle Akzentuierung aller ihrer Möglichkeiten in die nächsthöhere übergeht, weil sie so zugleich in dieser partizipiert, hat der Begriff des lebendigen Bildes der Allmacht Gottes auch hier eine in diesem Sinne zu verstehende Bedeutung. Gott ähnlicher zu werden und sein lebendiges, also ebenfalls schöpferisches Bild zu sein, heißt nichts weiter, als die eigene Identität in immer größere Übereinstimmung mit der Schöpfungsordnung des Universums zu bringen.

Bis zu dieser Stelle in seiner *manductio* hat Nikolaus zwar verschiedene pädagogische Schritte gewählt, um das Verständnis der Mönche (und der Leser) Stück um Stück näher an das Geheimnis heranzuführen, aber er hat es im wesentlichen durch einen Appell an die Vernunft getan, selbst an den Stellen, wenn er Vergleiche aus dem Bereich der sinnlichen Erfahrung gewählt hat. Nun aber führt er, wiederum eigentlich ganz überraschend, die dazugehörige emotionale Qualität ein, und es wird klar, daß es sich bei dem Sehen Gottes keineswegs

um eine trockene akademische Angelegenheit handelt. „Und was ist, Herr, mein Leben anderes als die Umarmung, mit der Deine wonnvolle Liebe mich so liebevoll umfängt! Ich liebe aufs höchste mein Leben, weil Du die Wonne meines Lebens bist.“

Nun ist es also gesagt, daß es die Liebe ist, die die emotionale Qualität ist, die den Menschen gottähnlich macht, und es ist die Liebe, die es dem Menschen gestattet, das eigene Leben zu lieben. Ja, diese Liebe vermittelt ein Gefühl der Wonne, d. h. sie ist frei, groß und schön. Und wenn der Mensch sich so weit seinem Urbild angenähert hat, wenn er es erträgt, daß Gott „niemals aufhört, mir liebevoll bis ins Innerste meiner Seele zu schauen“, wenn der Mensch also weder etwas zu verbergen hat, noch ein schlechtes Gewissen, das ihm eine solche ununterbrochene Schau bis ins Innerste der Seele zu etwas Unangenehmem oder gar Unerträglichem machen würde, dann fängt eigentlich erst das menschliche Leben an.

„Und Dein Sehen ist nichts anderes als ein Lebendigmachen, als ein ständiges Einflößen der beglückendsten Liebe zu Dir, als mich zur Liebe zu Dir Entflammen und durch die Einflößung der Liebe, durch das Entflammen ein Nähren, durch das Nähren ein Entzünden der Sehnsüchte, und durch dieses Entzünden ein Tränken mit dem Tau der Freude, und durch das Tränken ein Hineinströmen der Quelle des Lebens und durch das Hineinströmen ein Mehrn und Bestandverleihen und ein Mitteilen Deiner Unsterblichkeit.“

Nikolaus bezeichnet dieses Teilhaftigmachen als den „Garten aller Wonnen“, in der die absolut größte Vollendung selbst alles geistigen Sehns (desiderii rationalis) nicht größer sein könne. Das faszinierende besteht hier offensichtlich darin, daß der Kardinal in gewisser Weise die höchsten der Gefühle, die die Menschen normalerweise mit sinnlichen Attributen assoziieren, wie Liebe, Sehnsucht, Wonne, usw. hier diesmal auf den Bereich der Teilhabe an Gott anwendet. Und in der Tat, wer, der jemals in wirklicher Weise kreativ gearbeitet hat, und um keinen anderen Wert als die Wahrheit sich bemüht hat, wer hätte nicht selbst schon empfunden, daß diese geistigen Genüsse wahrhaftig lustvoller sind als alle Güter, die nicht in diesem höchsten Bereich angesiedelt sind? Die Freude der wirklichen kreativen Entdeckung, eine Freude, die niemals ihre kindliche Unschuld verliert, sie ist es, die das „Herz überfließen läßt“, die es erweitert und die damit das kreative Potential des Menschen erweitert.

„Das Sehen des absoluten Sinn-Grundes, der der Sinn-Grund von allem ist, ist mithin nichts anderes, als geistig (*in mente*) Dich, Gott, zu kosten (*gustare*), da Du die Süßigkeit selbst des Seins, des Lebens und der Einsicht bist.“

Dieses Sehen, das zugleich ein Kosten ist, ist nun keine einfache Beziehung von einem Subjekt zu einem Objekt. Denn Gott, symbolisiert durch die mit gleicher Intensität überalldurchschauende Ikone, ist immer da und allgegenwärtig. Es liegt vielmehr am Menschen allein, sich zu trennen und durch Hinwendung zu etwas anderem, das er dem Sehen des absoluten Sinn-Grundes vorzieht, sich selber dieser Köstlichkeit zu berauben.

Je mehr der Mensch andererseits das Antlitz Gottes betrachtet, umso mehr erscheint es ihm, daß sich die Schärfe seiner

Augen immer durchdringender auf ihn richteten, was nichts anderes bedeutet, als daß ihm sowohl die absolute Einfachheit und zugleich die wachsende Komplexität dieses Schauens immer deutlicher werden.

Gottes Blick, sein Angesicht, ist zugleich von jeder Verschränkung frei (absoluta), es ist die absolute Form, die das Angesicht der Angesichte ist. Und ohne diese Eigenschaft des Absoluten zu verlieren, leiht es sich doch dem Menschen zu dem Intensitätsgrad, den der Mensch durch seine Hinwendung zu diesem Antlitz selbst verlangt. „Wer also mit liebevollem Angesicht Dich anschaut,“ sagt Nikolaus, „wird nichts anderes entdecken als Dein Angesicht, das ihn liebevoll anschaut. Und je mehr er sich bemühen wird, Dich mit möglichst großer Liebe anzuschauen, um so liebevoller wird er gleichfalls Dein Angesicht finden. Wer Dich unwillig anschaut, wird in gleicher Weise Dein Angesicht derartig finden. Wer Dich in Freude anschaut, wird Dein Angesicht so freudig finden, wie es das seine ist, das Dich ansieht.“

Wie aber führt Nikolaus seine Leser nun dahin zu begreifen, was die absolute Form, das Angesicht der Angesichte ist? Er tut es wiederum dadurch, indem er Selbstbewußtsein beim Betrachter erzeugt, indem er ihm das gleiche Antlitz aus den Augen vieler verschiedener Geschöpfe blicken läßt. So sagt er: „Der Mensch kann nicht anders als auf menschliche Weise urteilen. Schreibt der Mensch Dir nämlich ein Angesicht zu, dann sucht er es nicht außerhalb der menschlichen Art, weil sein Urteil in die menschliche Art eingegrenzt (contractum) ist und beim Urteilen aus der Schwäche dieser Eingrenzung heraustritt. So hielte ein Löwe, wenn er Dir ein Angesicht zuspräche, es für nicht anders als löwenartig; ein Rind (hielte es) für rindartig, und ein Adler für adlerartig.“

O Herr, wie wunderbar ist Dein Angesicht, das sich ein Jugendlicher, wollte er sich einen Begriff davon machen, als jugendlich, ein Mann als das eines Mannes und ein Greis als das eines Greises vorstellen würde.“

Welch ein pädagogisches Genie ist doch Cusanus! Nicht nur ermöglicht er einem jeden Betrachter, einen individuellen Zugang zu dem Angesicht zu finden, indem er es als natürlich erklärt, daß ein jeder darin die ihm ähnlichen Züge zu erkennen glaubt. Und seine Bilder aus dem Tierreich sind ebenso einsichtsvoll wie humorvoll, denn wer Tiere zu betrachten weiß, wird sofort zustimmen, daß eine jede Gattung die Welt so betrachtet, als sei diese nur von ihrem Blickwinkel her zu verstehen.

Wie aber ist die Gestalt aller gestalteten Angesichte zu begreifen? Als die absolute Schönheit selbst, die jeder schönen Form das Sein verleihende Form. Dieses Angesicht der Angesichte wird aber nicht enthüllt geschaut, „solange man nicht über alle Angesichte hinaus in eine Art geheimes und verborgenes Schweigen eintritt, wo es kein Wissen (scientire) und keinen Begriff (conceptus) eines Angesichts gibt.“

Doch noch ist es zu früh, das Geheimnis zu lüften, es gehört zu der manductio des Nikolaus, die Neugier der Mönche wie der Leser deutlich zu wecken, was dieses so geheimnisvolle Wissen wohl sein möge. Aber noch fährt er fort, in immer neuen Gleichnissen sich an die Auflösung heranzutasten.

„Es ist das alles übersteigende Licht, über das gerade das

Dunkel (caligo) Gewißheit gibt. Es ist der Nußbaum, der der Kraft nach (virtualiter) bereits vollständig im Samen enthalten ist. Weder der Samen der Nüsse noch alle Bäume sind zu irgendeiner Zeit voll entfaltbar, aber sie sind dennoch verschränkt, da sie nur in dieser Nußart ihre Kraft entfalten können. Wenn ich also im Samen den Baum sehe, so sehe ich ihn dennoch nur in einer verschränkten Kraft“, führt Nikolaus weiter aus. Also selbst die niemals voll ausschöpfbare Kraft der Samen der Bäume, und schließlich aller verschiedenen Baumarten in ihrer Wirkkraft sind mehr als eine verschränkte Kraft.

Darüber gibt es die absolute und über alles erhabene Kraft, die jeder beliebigen Samenkraft eine solche Kraft verleiht, sie ist der Urgrund (principium), die Ursache (causa), die auf eingefaltete und absolute Weise die Ursache alles Bewirkten (effectui) darstellt. Und indem der Mensch so das allen diesen Wirkursachen gemeinsame Prinzip erkennt, sieht er jeden Nußbaum nicht in seiner verschränkten Samenkraft, sondern wie in der schöpferischen Ursache jener Samenkraft. Gott ist also nicht nur das Angesicht aller Angesichte, sondern die absolute Kraft, die alles bewirkt, und darum die Natur aller Naturen.

Auf eine anscheinend ganz leichte Weise führt Cusanus den Leser so zu einer immer komplexeren Betrachtung und schließlich verwendet er erneut die Dialogform des Gebets, um den Leser noch dichter an das Thema heranzuführen: „O Gott, wohin hast Du mich geführt, daß ich sehe: Dein absolutes Angesicht ist das natürliche Angesicht jeder Natur, das Angesicht, das die absolute Seiendheit jedes Seins ist, die Kunst und das Wissen alles Wißbaren.“

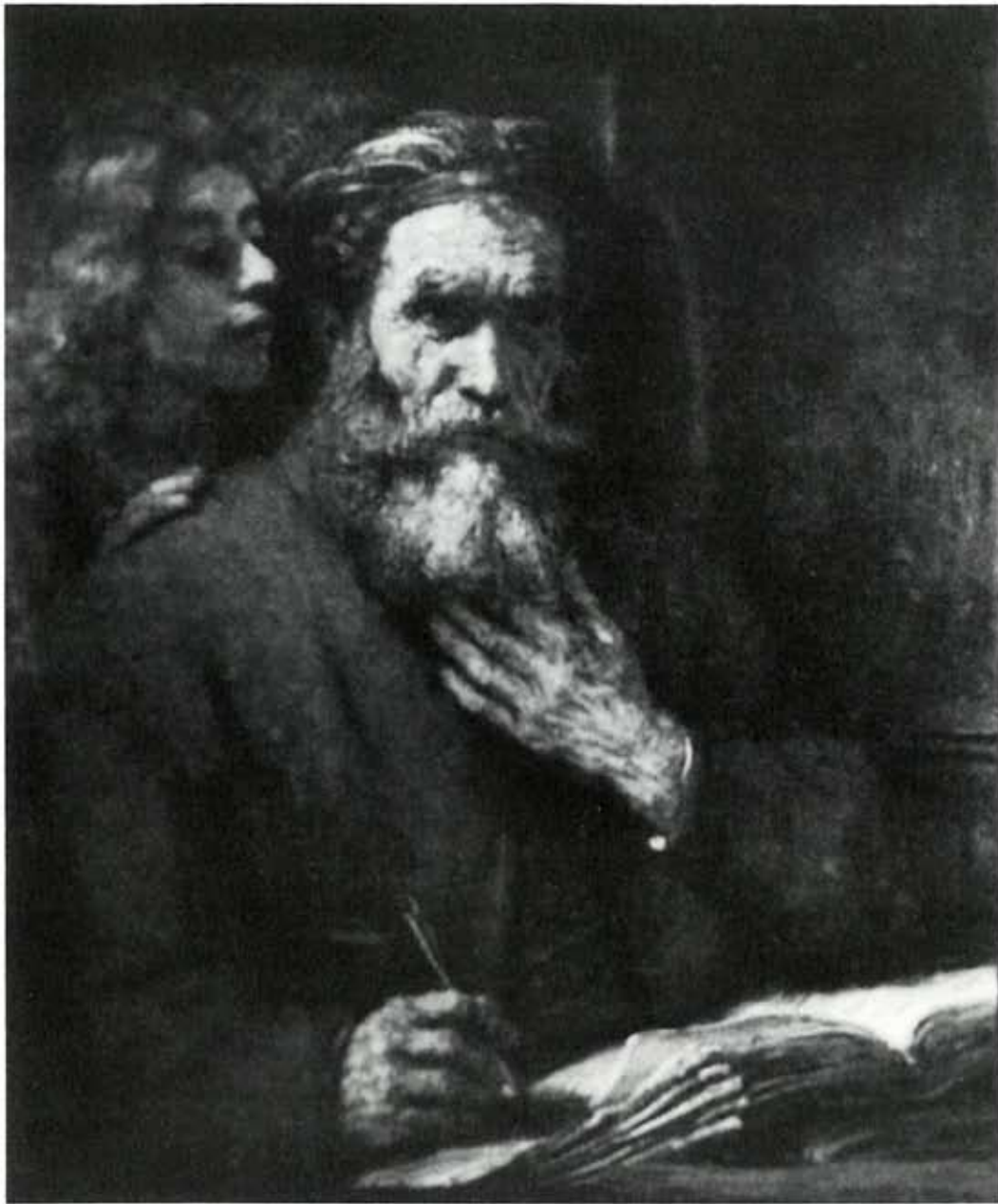
Alles Wißbare zu wissen? Welche Verlockung für jeden wißbegierigen Menschen, und welcher Mensch wäre nicht wißbegierig, der Nikolaus in seinen Ausführungen bis hierher gefolgt ist? „Wer also Dein Angesicht zu schauen würdig ist, schaut alles offen, und nichts bleibt ihm verborgen. Dieser weiß alles. Alles hat, Herr, der Dich hat.“

Und während der Dialog nun schon allein von der Form eine hohe Intensität erreicht, indem Nikolaus nun brennende Fragen aneinanderreihet, wie denn dieser köstliche Zustand zu erreichen sei, alles Wißbare zu wissen, antwortet auf überraschende Weise die Stimme Gottes in seinem Inneren: „Sei du dein, und ich werde dein sein!“

Über die Entdeckung, daß die Möglichkeit Gewißheit sein kann, empfindet Nikolaus nun jubelnde Freude: „O Herr, Wonne aller Süßigkeit, Du hast es in meine Freiheit gelegt, daß ich mir zu eigen (mei ipsius) bin, wenn ich nur will.“

Der Mensch ist also dann ein freier Mensch und nicht ein „Sklave der Sünde“, wenn er sich selbst ist. Frei ist er aber nur dann, wenn er zwar er selber, aber zugleich Gott, dem Vater, in kindlicher Liebe zugetan ist. Wird der Vater verleugnet, hören die Menschen auf, Kinder zu sein. Sie sind dann auch nicht etwa frei „in eigener Machtvollkommenheit“, sondern gehen „in ein fremdes Land“, sie geraten in „eine unheilvolle Knechtschaft unter einem Fürsten, der sich Dir, o Gott, entgegensetzt.“

Hier haben wir nun eine immens moderne Betrachtungsweise. Der Mensch, der das in ihm der Kraft nach eben auch (virtualiter) angelegte entfaltet, ist frei, oder wie man es heute nen-



Rembrandt, „Die Erleuchtung des Evangelisten Matthäus durch den Engel“, Öl auf Leinwand, 96x81 cm. Signiert und datiert: Rembrandt f. 1661. Paris, Musée du Louvre.

nen würde „inner directed“. Andererseits ist gerade derjenige unfrei, der die Bestimmung seiner selbst anderen Kräften überläßt, heute würde man sagen „other directed“. Der Mensch hat sich also gerade dann seiner eigenen Freiheit begeben, wenn er „in eigener Machtvollkommenheit“ handelt, oder wie man es heute ausdrücken würde, wenn er einfach seine Bedürfnisse befriedigt. Es liegt also an uns, wenn wir die „Freiheit und unser bestes Wissen entsprechend den verderbten Begierden der Sinne vergeuden“, dann „verlieren wir an Sein“, wie Cusanus an anderer Stelle sagt.

Gleichsam als habe Nikolaus durch diese Erinnerung an die Gefährdungen einer falsch verstandenen Freiheit weitere Barrieren für ein noch tieferes Verständnis des Rätsels hinwegräumen wollen, führt er nun seine Sichtweise ein, die man einen relativen Zeitbegriff nennen könnte. Er wählt dafür das Bild des Lesens und Erfasses des Inhaltes aller geschriebenen und noch zu schreibenden Bücher. Der einzelne Mensch benötigt

dabei eine gewisse Zeit, um den Inhalt eines Buches zeitlich nacheinander zu erfassen. Gott jedoch hat sie sowohl mit einem Mal von Ewigkeit her zugleich gelesen, und sie aber auch mit jedem Einzelnen der Reihe nach, gleich ob er schnell oder langsam liest, so daß es scheint, als „läsest Du in der Zeit, weil Du mit den Lesenden liest.“

Aber nicht nur der Zeitbegriff ist relativistisch, sondern auch die optische Perzeption, denn der Winkel des Auges Gottes hat keine quantitative Begrenzung, es ist unendlich, ein Kreis, ja auch eine „unendliche Kugel“. Sein Blick ist *oculus sphericitatis*, alles im Umkreis sieht er zugleich „von oben“ und „von unten“.

In der Sehkraft Gottes, die ja durch die Ikone symbolisiert ist, „koinzidiert“ also das Allgemeine mit dem Einzelnen. Aber es bedarf der göttlichen Sichtweise, um dies richtig zu verstehen. Wenn der Mensch also gleichsam mit den Augen Gottes auf das Menschsein in allen Menschen schaut, gleich

wo sie sich befinden, ob sie sich bewegen oder ruhen, dann versteht er, daß der Mensch in seiner Verschränktheit nur sein kann, weil „Gott als Urbild aller Menschen und als Mensch, der aus sich selbst ist (homo per se), das heißt als der absolute Mensch allen anderen Menschen Sein verleiht. Gott ist also das Wesen der Wesenheiten, „das allen verschränkten Wesenheiten gewährt, das zu sein, was sie sind.“

Und noch einmal bedient sich Nikolaus des Bildes der Ikone, um das Ziel seiner *manductio* mit noch größerer Intensität einzukreisen. Der Blick der Ikone bewegt sich mit allen, die sich bewegen, ruht zugleich mit denen, die ruhen, und ist doch zugleich hoherhaben und gelöst von all diesen Vorstellungen. Und nun führt Cusanus den Begriff ein, der die Gegensätzlichkeit aufzulösen vermag, den „Ineinsfall der Gegensätze“, weil der Mensch dort die Wahrheit suchen müsse, wo ihm Unmöglichkeit begegne. Aber eben dort sei Gott, die absolute Notwendigkeit. Gott als absolute Notwendigkeit? Nach all dem geistigen Ringen, an dem Nikolaus seine Leser teilnehmen ließ, gönnt er ihm nun eine kleine Verschnaufpause, indem er einen Kerngedanken seiner gesamten Betrachtung formuliert.

„So habe ich den Ort gefunden, an dem Du unverhüllt gefunden werden kannst. Er ist vom Ineinsfall der Gegensätze umgeben. Er ist die Mauer des Paradieses, in dem du wohnst. Seine Pforte bewacht der höchste Geist des Verstandes (*rationis*). Wird dieser nicht besiegt, wird der Zugang nicht offen sein.

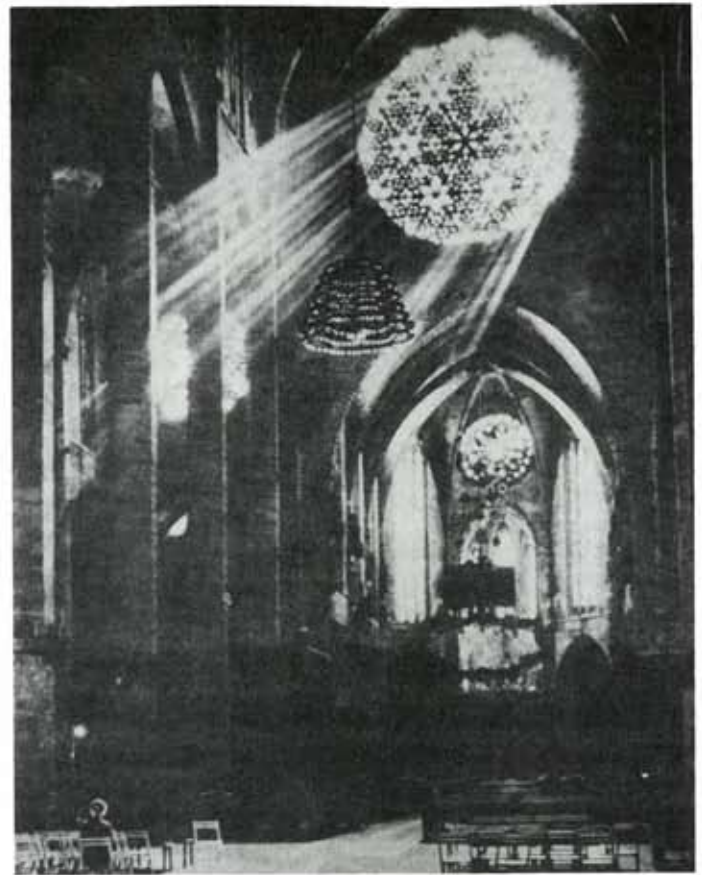
Jenseits also des Ineinsfalls der Gegensätze wirst Du gesehen werden können, keineswegs diesseits. Wenn also Unmöglichkeit Notwendigkeit ist in Deinem Blick, so gibt es nichts, was Dein Blick nicht sieht.“

Also, und dies wurde in der Folgezeit längst nicht immer verstanden, Gott ist nicht das Prinzip der *coincidentia oppositorum*. Dies ist vielmehr die Mauer, die das Paradies umschließt, die das Diesseits, in dem Gott nicht gesehen werden kann, von dem Jenseits, in dem er erfahren und begriffen werden kann, absolut trennt.

In dem Augenblick, in dem der Mensch nun an die Schwelle des Eingangs zum Paradies gelangt, begreift er plötzlich, daß Gottes Entwerfen (*concipere*) die „ganz einfache Ewigkeit selbst“ ist, nach (*post*) der nichts entstehen kann, und die demzufolge alles umschließen muß. „Die unendliche Dauer (*duratio*) also, die die Ewigkeit selbst ist, umfaßt jede Aufeinanderfolge (*successio*).

Gott ist also im Paradies, und ist die Einheit, die zugleich die absolute Ewigkeit ist, er ist das Nicht-Andere. Die Mauer aber ist die Koinzidenz, der Ineinsfall, wo das Spätere mit dem Früheren ineinsfällt, und das Ende mit dem Anfang, ebenso wie die Vielheit mit der Einheit. Sie ist die *coincidentia oppositorum*, aber nicht die Einheit selbst.

Und ebenso ist die Schöpfung, die von Gott ausgeht, Entfaltung und Einfaltung, Gott selbst aber ist weder einfaltend noch unterscheidend (*disiunctive*) oder verbindend (*copulative*) ausfaltend. Während die Mauer der *coincidentia* Unterscheidung und Verbindung zugleich ist, ist Gott jenseits von ihr „losgelöst von allem, was gesagt oder gedacht werden kann.“ Wie aber soll das begriffen werden, wenn jene Mauer so hochragend ist, daß sie „kein Erfindergeist“ (*ingenium*) mit eigener Kraft ersteigen kann?



„Beten“ soll nach Nikolaus von Kues nicht heißen, Gott um den Erfolg seiner Anliegen zu bitten, sondern in sich, im Punkte höchster Konzentration jene gottähnliche Schöpferkraft zu mobilisieren, die allein zur Erkenntnis der Wahrheit führen kann. Im Bild die Kathedrale von Palma de Mallorca.

Nikolaus geht sogar so weit, diese geistige Problemstellung die Mauer des Widersinns (*absurditatis*) zu nennen, — „als sei es unmöglich, daß Erschaffen und Erschaffenwerden zusammenfällt“. Doch dann erklärt er sofort, daß hierin eben gerade kein Widerspruch besteht, denn „Dein Erschaffen ist nämlich Dein Sein.“ Und schließlich gelangt Cusanus zu dem Ziel seiner *manductio*:

„Solange ich den Schöpfer als erschaffend begreife, bin ich noch diesseits der Mauer des Paradieses. So bin ich (auch), wenn ich den Schöpfer als erschaffbar begreife, noch nicht eingetreten, aber an der Mauer. Doch wenn ich Dich als absolute Unendlichkeit sehe, der weder der Name eines erschaffenden noch eines erschaffbaren Schöpfers zukommt, dann beginne ich, Dich unverhüllt zu schauen und in den „Garten der Wonnen“ einzutreten... Du bist also nicht der Schöpfer, sondern unendlich mehr als der Schöpfer, wenngleich ohne Dich nichts geschieht oder geschehen kann.“

Vor dem Hintergrund dieser erstaunlichen Sätze ist es nun sinnvoll, sich die unterschiedlichen Deutungen eines Gottesbegriffs zu vergegenwärtigen, die die Zeitgenossen und philosophischen Schulen in jener Periode hatten, als Nikolaus diese Formulierungen aufschrieb, von den Peripatetikern, den Scholastikern und insbesondere den Nachfolgern Wilhelm von Ockhams, für die schon allein die Idee eines kontinuierlich

fortgesetzt schaffenden Schöpfers keineswegs selbstverständlich war. Hier aber verweist Nikolaus denjenigen, der den Schöpfer „nur“ als erschaffend begreift, außerhalb der Mauer des Paradieses, er versteht Gott und die Schöpfung nur vom Standpunkt des Verstandes. Versteht der Mensch den Schöpfer jedoch als erschaffbar, so befindet er sich „an“ der Mauer, er weiß also zumindest um ihre Existenz sowie der Existenz einer höheren Wahrheit hinter der Mauer, die das Paradies umgibt, und in der cusanischen Philosophie ist dies die Ebene der Vernunft.

Nun ist dies aber doch ein ganz außerordentlicher Gedanke, Gott, den Schöpfer, als erschaffbar zu denken, und eine solche Vorstellung sogar noch über die eines nur schaffenden Gottes zu setzen! Denn wenn der Schöpfer auch erschaffbar ist, wer und was ist dann an diesem Schöpfungsprozeß beteiligt? Den Geisteszustand, der bei Cusanus über den Verstand und die Vernunft hinausgeht, ist eben die Schau, oder das Sehen Gottes, - *de visione Dei*. Wenn Gott als unendlich mehr begriffen wird, als der Schöpfer, dann sieht der Mensch ihn unverhüllt, er tritt in den „Garten der Wonnen“ ein.

Das Sehen Gottes oder der Eintritt in den Garten der Wonnen ist aber kein passiver Zustand. Und wiederum scheint sich ein Paradox aufzutun, Gott ist das Ziel des Strebens, zu dem man nur dann gelangt, wenn man über das Ziel hinaussteigt. Das heißt nichts weiter, als daß die Grenze des Möglichen durchbrochen wird, daß „Werdenkönnen mit Machenkönnen zusammenfällt, und daß Möglichkeit mit Wirklichkeit (*actus*) ineinsfällt. „Die wirkliche (*actualis*) Unendlichkeit ist Einheit,“ sagt Nikolaus.

Das Begreifen der aktuellen Unendlichkeit als des schöpferischen Prinzips ist also das Geheimnis, das innerhalb der Mauer der *coincidentia oppositorum* verborgen ist. Mit diesem Gedankenschritt hat Cusanus die Gesetzmäßigkeit des Entwicklungsprinzips des physikalischen Universums in einer Weise auf den Begriff gebracht, daß er allen modernen naturwissenschaftlichen Fragestellungen standhält. Das Begreifen dieser Frage stellte zugleich den konzeptionellen Durchbruch dar, der Cusanus zum Vater der modernen Naturwissenschaften machte, und auf dem Leibniz, Cantor, Riemann und LaRouche aufbauten.

Als Nikolaus dieses Konzept der aktuellen Unendlichkeit herausarbeitete, war er sich durchaus der philosophischen Tradition seines Denkens bewußt. So schreibt er im 14. Kapitel von „*De visione dei*“ ganz direkt: „Daß die Unendlichkeit absolute Unendlichkeit ist, kommt folglich daher, daß das eine nicht das andere sein kann, so wie das Wesen des Sokrates das gesamte sokratische Sein umfaßt. In diesem einfachen sokratischen Sein gibt es keine Andersheit oder Verschiedenheit. Denn für alles, was in Sokrates ist, ist das Sein des Sokrates die individuelle Einheit, so daß in diesem einzigen Sein das Sein von allem, was in Sokrates ist, eingefaltet ist, nämlich in eben der individuellen Einfachheit, in der nichts anderes oder Verschiedenes gefunden werden kann. In diesem einen einzigen Sein ist vielmehr alles, was sokratisches Sein hat, und es ist in ihm eingefaltet.“

Es ist höchst bedeutsam, daß Cusanus hier die Person des Sokrates wählt, um das schöpferische Prinzip zu erklären. Denn

die sokratische Methode des Denkens selbst ist es, die alleine ein schöpferisches Denken ermöglicht. Es ist das Denken der Hypothesenbildung, bei dem die Vernunft eine Serie von immer adäquater werdenden Hypothesen bildet, die dann, in der Wirklichkeit überprüft, zu einem sukzessive immer tieferen und komplexeren Verständnis der Gesetzmäßigkeit des Universums führen. Dabei kann die menschliche Vernunft die Wahrheit niemals vollständig erfassen, sondern eben nur in immer größerer Vervollkommenung. Die Fähigkeit des Menschen aber, die es ihm gestattet, diesen Prozeß als ganzen zu gestalten, nennt Plato die „Hypothese der höheren Hypothese“, sie ist das generative Prinzip. Die sokratische Methode des Denkens, vor allem die sokratischen Dialoge Platons, haben nun zum Ziel, den Leser in die höchste Geistesverfassung zu versetzen, die es ihm ermöglicht, auf der Ebene der Hypothese der höheren Hypothese zu denken.

Es ist offensichtlich, daß Nikolaus genau darüber spricht, wenn er von dem „einfachen sokratischen Sein“ spricht, in dem es keine Andersheit oder Verschiedenheit gibt. In diesem einzigen sokratischen Sein ist alles, was sokratisches Sein hat, eingefaltet. Das sokratische Sein ist nichts anderes als die Fähigkeit der adäquaten Hypothesenbildung.

Daß Nikolaus von Kues an dieser Stelle seiner *manductio*, an der er den Leser doch bereits sehr nahe an das Verständnis des Geheimnisses herangeführt hat, das innerhalb der Mauern der *coincidentia oppositorum* versteckt ist, von Sokrates spricht, ist zugleich auch eine vollständige Absage an Aristoteles und die Peripatetiker seiner Zeit. Denn „*De visione Dei*“ wurde am 8. November 1453 abgeschlossen, und bekanntermaßen hatte Nikolaus seine „*Apologia Doctae Ignorantiae*“ bereits im Oktober 1449, also rund fünf Jahre zuvor, veröffentlicht.

In dieser Schrift formulierte Nikolaus eine endgültige und niederschmetternde Polemik gegen die aristotelische Erkenntnismethode, die ja gerade vom absoluten Gegenteil, nämlich dem Nichtkoinzidenzprinzip ausgeht. Aristoteles hatte das Axiom vom ausgeschlossenen Widerspruch als „das sicherste Prinzip von allen“ bezeichnet.

In der „*Apologia*“, die eine Antwort auf die „Kampfschrift“ des Johannes Wenck gegen die „*Docta Ignorantia*“ war, nahm Nikolaus kein Blatt vor den Mund. „Da zur Zeit die aristotelische Sekte vorherrscht, die den Zusammenfall der Gegensätze für eine Häresie hält, während in der Zulassung dieses Prinzips gerade der Ansatz eines Aufstiegs zur mystischen Theologie liegt, so wird von denen, die in dieser Sekte aufgewachsen sind, dieser Weg als vollkommen sinnlos zurückgewiesen. Er wird als ein ihren Absichten entgegengesetzter völlig abgelehnt. Daher käme es einem Wunder gleich, — ebenso wie es eine Umwandlung der Schule wäre —, wenn sie unter Zurückweisung des Aristoteles den Sprung in höhere Höhen wagten.“

Das ist allerdings eine klare Sprache, Nikolaus hält die Aristoteliker für eine Sekte, und sagt sogar, daß sie „absichtlich“ ein entgegengesetztes Ziel verfolgen, und vor allem, daß es gerade das aristotelische Denken selbst ist, das die Erreichung der „höheren Höhen“ des Geistes unmöglich macht. Betrachtet man Wissenschaftsgeschichte in der Folgezeit bis heute, so muß man die Präzision, mit der Nikolaus die Unfruchtbarkeit

Fortsetzung auf Seite 60

Über die Süßigkeit der Wahrheit

Fortsetzung von Seite 15

und Impotenz des aristotelischen Denkens identifiziert hat, um so mehr bewundern. Wie wenig er in der Tat davon hielt, verdeutlichte er in der „Apologia“, als er die Tatsache, daß Johannes Wenck überhaupt die Bände der „Doctae Ignorantia“ überreicht worden seien, mit den Worten kommentiert: „Wir wissen auch, daß unser Herr Christus dies gelehrt hat, da er verbot, die Perle, die ein Gleichnis für das Reich Gottes ist, den Säuen vorzuwerfen, die keinen Verstand haben.“

Die aktuelle Unendlichkeit als absolute Einheit ist allerdings ein Konzept, das nur in der philosophischen Tradition Platons, des Augustinus und Cusanus gedacht werden kann. Vor allem aber bei Nikolaus ist es zugleich das Zentrum dessen, was seine christliche Evolutionstheorie ausmacht. Nikolaus hatte ein höchst modernes Entwicklungskonzept des physikalischen Universums, bei dem er nicht nur zwischen anorganischer und organischer Materie und schließlich dem Menschen als vernunftbegabten Wesen unterschied. Er stellte sich den Übergang einer jeden niederen Art in die nächst höhere Art dadurch vor, daß diese alle in ihr angelegten Möglichkeiten voll akzentuierte und dann im höchsten Punkt an die nächst höhere Art heranzustoßen, und so in ihm zu partizipieren.

Das gleiche gilt auch für den Menschen. Da er die höchste Art darstellt und über ihm nur noch Gott existiert, kann der Mensch sein Potential als Mensch nur dadurch voll entfalten, indem er an Gott teilhat. Wie sieht nun dieser Prozeß der Teilhabe (*capax dei*) aus? „Du zeigst Dich, o Gott, in der Demut Deiner unendlichen Güte gleichsam als unser Geschöpf, um uns so zu Dir hinzuziehen. Du ziehst uns ja zu Dir auf jede nur mögliche Weise hin, in der das freie Vernunftgeschöpf gezogen werden kann. Dabei fällt in Dir, Gott, Erschaffenwerden mit Erschaffen in eins.“

Wie hatte Nikolaus zuvor gesagt? Solange der Mensch den Schöpfer als erschaffend begreift, befindet er sich noch jenseits der Mauer, begreift er ihn als erschaffbar, dann ist er an der Mauer, aber noch nicht innerhalb des Paradieses? In Gott fällt also beides in eins, und zwar auf eine Weise, an der der Mensch, der so zu Gott hingezogen ist, teilhat. „Die Ähnlichkeit (*similitudine*), die von mir geschaffen zu werden scheint, ist nämlich die Wahrheit, die mich erschafft.“

Nachdem Nikolaus nun auf diese Weise noch einen Schritt näher an das Geheimnis der Schöpfung herangerückt ist, gewissermaßen für einen kurzen Augenblick die Wahrheit unverhüllt erblickt hat, unterbricht er seine *manductio* wie schon zuvor, um über die „unbegreifbare Süßigkeit“, die er zu kosten begonnen hat, in unendlichen Jubel auszubrechen. Aber die wachsende Begeisterung über die Erkenntnis Gottes geht einher mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit, so nennt sich Nikolaus an dieser Stelle, an der ihm die Großartigkeit Gottes klarer geworden ist, als je zuvor, „Menschlein“ (*homuncio*), was ihn aber nicht klein fühlen läßt, sondern ihn mit großer Freude erfüllt.

Nachdem Nikolaus dem Leser so erneut einen Moment der Reflexion und des Selbstbewußtseins gestattet hat, führt er ihn wiederum einen Schritt weiter und sagt: „Nur als dreieiner kann Gott vollkommen gesehen werden“. Und wie an so vielen Stellen seines Werkes definiert er die Dreieinigkeit Gottes auf eine tiefere und weniger mißverständliche Weise, als es mit der Bezeichnung als Vater, Sohn und Heiliger Geist oft verstanden wird.

Gott als der unendlich Liebende (*amans*) ist zugleich unendlich liebenswert (*amabilis*), und aus beidem, dem bis ins Unendliche Liebenkönnen und dem bis unendlich Geliebtwerdenkönnen erwächst das unendliche Band der Liebe (*amoris nexus*). Gott ist also die Dreieinigkeit der liebenden Liebe, der liebenswerten Liebe und des Bandes zwischen der liebenden und der liebenswerten Liebe. Sie sind drei, nämlich Liebender, Liebenswerter und Band, aber zugleich die einfache absolute Wesenheit Gottes. „Es ist also eine dreieine Wesenheit; und dennoch sind nicht drei in ihr, da sie ganz einfach ist.“

Gott ist die unendliche Liebe, und deshalb kann er nicht hassen. Aber es bleibt den Menschen überlassen, ob sie Gott lieben. Gottes Güte läßt es zu, daß es in der „Freiheit der vernünftigen Seele“ der Menschen liegt, ob sie ihn lieben oder



Platon und Aristoteles. Ausschnitt aus dem Fresko „Die Schule von Athen“ von Raffael

nicht. Nur in der Diktatur der Vernunft ist also die Freiheit möglich.

Nikolaus definiert Gott auch als die einsehende Einsicht, die einsehbare Einsicht und die Verknüpfung beider, und weil dies so ist, kann die geschaffene Einsicht des Menschen mit dem einsehbaren Gott Einigung und Glückseligkeit erreichen. „Denn wer Gott, das aufnehmbare geistige Licht, aufnimmt, wird bis zu einer solchen Einigung mit Dir gelangen können, daß er mit Dir geeint ist wie der Sohn mit dem Vater.“

Der Leser, der Cusanus bis hierher gefolgt ist, und gewissermaßen Schritt für Schritt vorbereitet wurde, um die Wahrheit unverhüllt zu schauen, hat mit Sicherheit eine ganz andere Geistesverfassung, als am Anfang, als Nikolaus ihn bat, er möge sich das Bild der Ikone vorstellen. Auf eine pädagogisch einzigartige Weise hat Nikolaus sein zu Beginn gegebenes Versprechen wahr gemacht, und den Leser sanft und stetig zu seiner Betrachtungsweise emporgelassen.

Denn der Satz: „Denn wer Gott, das aufnehmbare Licht, aufnimmt, wird bis zu einer solchen Einigung mit Dir gelangen können, daß er mit Dir geeint ist, wie der Sohn mit dem Vater“, enthält eine solche konzentrierte Aussage, daß ihr voller Gehalt ohne die *manductio* wahrscheinlich von nur wenigen verstanden worden wäre. Denn es wird nichts weniger gesagt, als daß Gott aufnehmbar ist, und eine Einigung mit ihm möglich ist.

In der Dreieinigkeit Gottes, die ja häufiger als Vater, Sohn und Heiliger Geist bezeichnet wird, ist der gezeugte Gott der absolute Mittler, der Gott und den Menschen verbindet, da er zugleich ganz Gott und ganz Mensch ist. Und da aber der Sohn nicht weniger Gott ist, als der Vater, sagt Nikolaus: „Du also, liebenswerter Gott, bist der Sohn des liebenden Gottes, des Vaters; denn auf Dir ruht das ganze Wohlgefallen des Vaters (vgl. Mk 1,11). So ist alles erschaffene Sein in Dir, dem liebenswerten Gott, eingefaltet.“ Und weiter: „Denn Dein Entwurf ist der Sohn, und alles ist ‚in Ihm‘. (Kol 1,17). Und die Einigung Deiner und Deines Entwurfes ist die Wirklichkeit und entspringende Tätigkeit, in der die Wirklichkeit und die Ausfaltung von allem ist.“

Die Dreieinigkeit ist also nichts anderes als das Schöpfungsprinzip, sie ist das, was die Entwicklung des physikalischen Universums bewirkt, denn sie ist „entspringende Tätigkeit“. Und das verknüpfende Band, das den Entwerfenden und den Entwurf eint, wird laut Nikolaus „Geist“ (*spiritus*) genannt. „Der Geist ist nämlich wie eine Bewegung, die vom Bewegenden und vom Bewegten hervorgeht. Die Bewegung faltet daher den Entwurf des Bewegenden aus.“

Die Person Christus ist also der Mittler, er ist sowohl absolut geeint mit Gott, wie er auch absolut der Menschensohn ist. Durch ihn können die Menschen vollständig an Gott teilhaben, wenn sie es wollen. Es liegt also am Menschen selbst, ob er diese Einigung der menschlichen Natur will, und durch die Person Christi ist sie „nichts anderes, als das höchstmögliche Heranziehen der menschlichen Natur an die göttliche derart, daß die menschliche Natur als solche nicht höher herangezogen werden kann.“

Das Geheimnis, das hinter der Mauer der *coincidentia oppositorum* verborgen ist, ist also nichts anderes als der Schlüssel



Nikolaus von Kues

zu der eigenen Schöpfungskraft des Menschen, der sich mit Christus identifiziert. Denn er ist „die Verbindung der göttlichen erschaffenden Natur mit der menschlichen erschaffenen Natur.“

Nur wenn der Mensch also so in der Nachfolge Christi lebt, und den „alten Menschen“ der Anmaßung, den *homo animalis* in sich, überwindet, und zum „neuen Menschen“ wird, zum *homo spiritualis*, wenn er also in Übereinklang mit der Schöpfungsordnung handelt, dann trägt er zu einer Weiterentwicklung dieser Schöpfung bei. Dann ist er ein zweiter Gott, wie Nikolaus in der „Jagd nach der Weisheit“ sagt. Als lebendiges Abbild Gottes (*imago viva dei*) ist der Mensch auch das lebendige Bild der absoluten Schöpferkunst, ja seine Seele ist der Ort, an dem qualitativ Neues entworfen wird. Ebenso wie Mannigfaltigkeiten des Universums unendlich vervollkommnungsfähig sind, so ist die Erkenntniskraft des Menschen prinzipiell unbegrenzt.

Durch Christus und die damit ermöglichte Teilhabe am göttlichen Schöpfungsprinzip kann der Mensch auf eine sehr viel direktere Weise an der bewußten Weiterentwicklung der

Gesetzmäßigkeit des physikalischen Universums teilnehmen, als dies selbst die sokratische Methode erlaubt.

Das Universum besteht aus einer negentropisch wachsenden Mannigfaltigkeit immer höherer Ordnungen, deren Mikrokosmos die menschliche Vernunft ist. Wenn der Mensch nun diese göttliche Schöpfungsordnung begreift, wird er an jeder Singularität, also dem Übergang von einer Mannigfaltigkeit in die nächst höhere durch seine kreative Anstrengung den „terminus speciei“ bestimmen, der die Weiterentwicklung ermöglicht. Da im Verlaufe der Evolution und Weltgeschichte diese Mannigfaltigkeiten immer komplexer werden, muß die menschliche Vernunft in immer geraffter Weise die Gesamtentwicklung des Universums in ihren wesentlichen Zügen nachvollziehen, weil sich nur so vom Standpunkt der Totalität das adäquat Neue erschaffen läßt.

Nikolaus ging davon aus, daß ein jedes menschliche Individuum in seinem Geist als Mikrokosmos die gesamte Entwicklung des Makrokosmos wiederholt, aber eben in immer komplexerer Form, je entwickelter die Mannigfaltigkeiten werden. Der Mensch schafft dann etwas qualitativ Neues, wenn er die absolute Unendlichkeit in einem Punkt aktualisiert und so zur aktuellen Unendlichkeit werden läßt.

Dies ist der Augenblick, in dem auch für den Menschen Erschaffen und Erschaffenwerden in eins fällt. Denn die Aktualisierung der Unendlichkeit in einem Punkt (terminus speciei), in einer Singularität, bedeutet, daß das Wissen, auf das er seine Schöpfung bezieht, adäquat sein muß, also die zu dem Zeitpunkt größtmögliche Annäherung an die Wahrheit darstellen muß. Durch den kreativen Akt erweitert der Mensch neu die Gesetzmäßigkeit des Universums auf gesetzmäßige Weise. Aber ebenso wird das von ihm selbst Geschaffene Teil seiner selbst. In diesem Augenblick reicht er auf die größtmögliche Weise an das Göttliche heran, er ist lebendiges Abbild Gottes, in dem Erschaffen und Erschaffenwerden in eins fällt. Er ist nicht identisch mit Gott, aber doch eins mit Gott.

Jeder, der Nikolaus in seiner *manductio* folgen konnte, wird ihm zustimmen, wenn er diese Erkenntnis mit den schon zitierten Worten kommentiert: „Wer wird nicht aufs höchste hingerissen (rapiter), wenn er dies aufmerksam überdenkt?“ Und wir müssen Cusanus in der Tat zustimmen, daß dem Schöpfer einsehen mit ihm geeintwerden bedeutet.

Doch der Punkt, in dem die Weiterschöpfung des Universums stattfinden muß, ist nicht zufällig. So sagt Nikolaus: „Die göttliche Einsicht aber ist die Notwendigkeit (necessitas)

selbst, weder abhängig noch irgendeiner Sache bedürftig. Aber alles bedarf ihrer. Ohne sie kann alles nicht sein.“

Weder ist der Punkt, in dem die Schöpfung erfolgen muß, beliebig, noch ist es die Weiterentwicklung selbst. Das physikalische Universum, die Schöpfung, ist ein Prozeß der negentropischen Entwicklung höherer Ordnungen. Die Einsicht in diesen Prozeß bedeutet zugleich die Notwendigkeit, zu dieser Entwicklung aktiv beizutragen. Das heißt nichts anderes, als daß Schöpfung Notwendigkeit ist.

Der Mensch, der so handelt, stellt die höchstmögliche „Vollendung jeder geistigen Schönheit“ dar. Und wenn Nikolaus hier Kreativität mit Schönheit gleichsetzt, dann ist das der Moment, in dem er den wichtigsten Gedanken Friedrich Schillers antizipiert, oder umgekehrt, auch wird Schiller später ganz cusanisch denken.

Denn für ihn ist es die schöne Seele des Genies allein, die die Gesetzmäßigkeit auf gesetzmäßige Weise erweitert, und dadurch frei ist. Eine schöne Seele ist der Mensch, der nicht nur seinen Geist auf die Ebene der Vernunft entwickelt hat, sondern auch seine Gefühle so entwickelt hat, daß er sich bedenkenlos ihnen überlassen kann, ohne je Gefahr zu laufen, auf diese Weise die Vernunft zu verletzen. Eine schöne Seele, ein Genie, ist der Mensch, der das, was notwendig ist, mit Freude und Leidenschaft tut.

Und auch für Nikolaus ist die höchste Geisteshaltung keine trockene akademische Angelegenheit, wie er durch die vielfältigsten Bilder den ganzen Reichtum aller Köstlichkeiten ausbreitet, denen der Mensch teilhaftig ist, der das edelste gewählt hat.

„Wer kann einen Bär vom Honig abbringen, nachdem dieser dessen Süßigkeit verkostet hat? Wie groß ist erst die Süßigkeit der Wahrheit, die das über alle Süßigkeit für den Leib hinaus wonnevollste Leben gewährt! Denn es ist die absolute Süßigkeit, von der alles kommt, was bei jedem Schmecken begehrt wird“. Wer könnte Zweifel haben, daß das Menschenideal, das Nikolaus da vor uns aufstellt, jede Zerissenheit des modernen Menschen zu überwinden vermag, und einen einheitlichen Menschen in uns wieder herzustellen vermag?

Es hat immer wieder große Menschen gegeben, die durch die Kraft ihres Geistes und den Mut ihrer Gedanken die Welt für viele Generationen in Ordnung gebracht haben. Was wäre geeigneter, um den Ehrentag eines solchen Menschen zu feiern, als über die großen schönen Gedanken eines anderen nachzudenken?